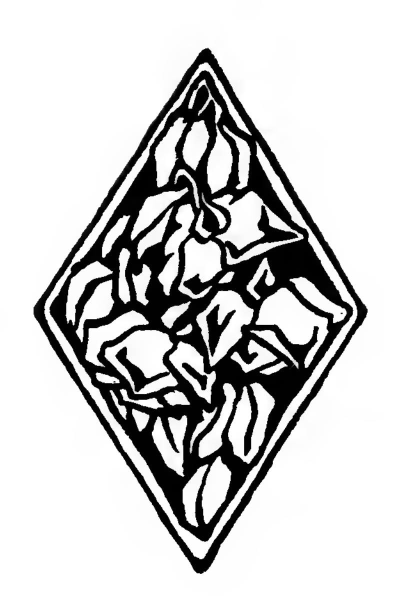
Vom Schauen



Nora Braun







Vom Schauen

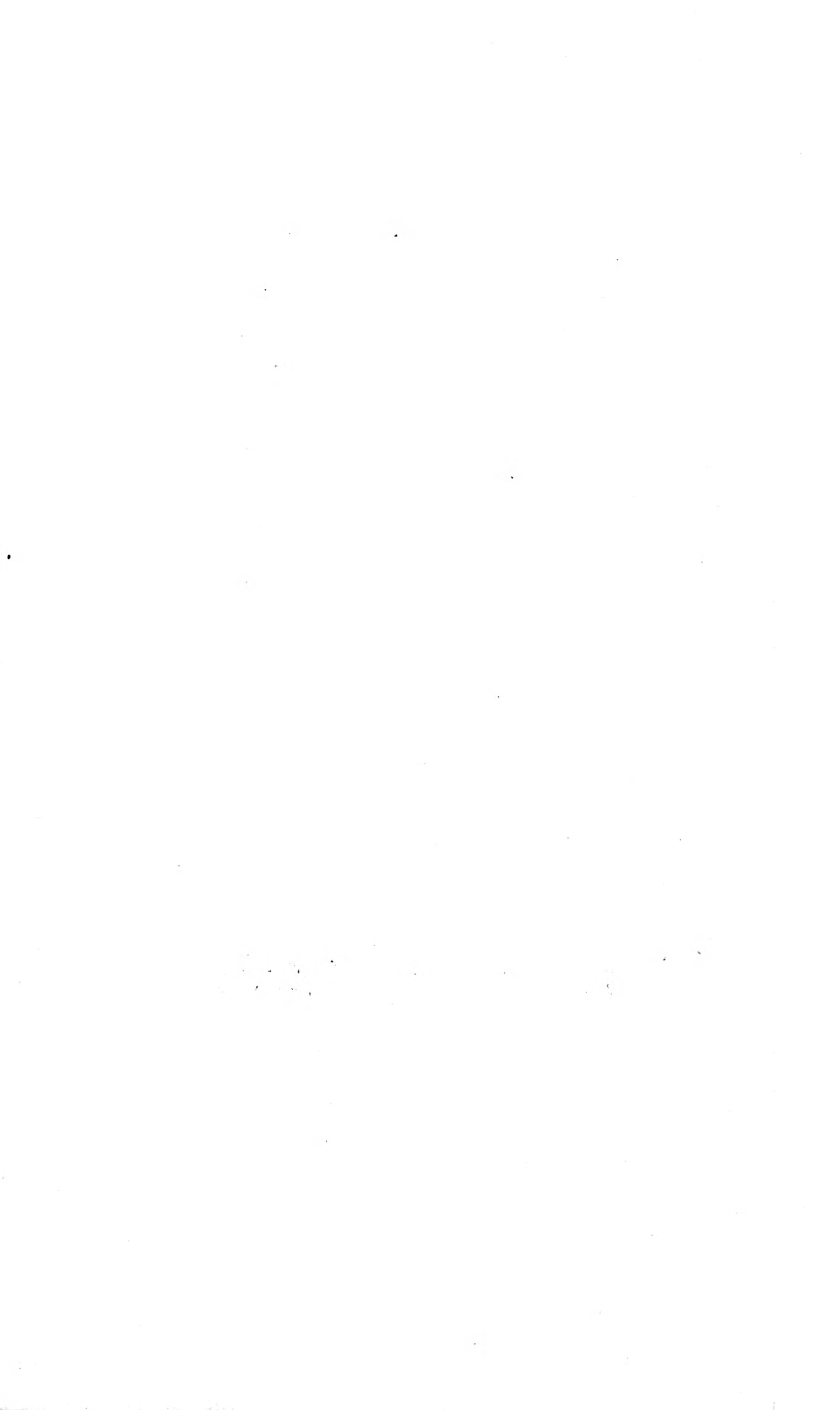
Balladen und Gedichte

von Nora Braun

Fritz Eckardt Verlag · Leipzig 1911

Den Titel und die Abteilungsüberschriften zeichnete Hedda Harms. Den Einband fertigte nach dem Entwurf von Hedda Harms die Buchbinderei L. Sieke & Co. Satz und Druck des Buches besorgte die Piererſche Hofbuchdruckerei in Altenburg, S.-A.

Meinem Manne



Schauen.

Wir leiden am geheimnisvollen Leben
Und dürfen doch nicht in ihm untergehen.
Dem Menschen ward die neue Kraft zu sehen,
Und damit ist ihm Göttliches gegeben.

Er ist nicht tatenlos dem ew'gen Weben
Verwirkt; er darf ihm gegenüberstehen
Und findet in des Weltenatems Wehen
Ein ihm verwandtes, fernentrunknes Streben.

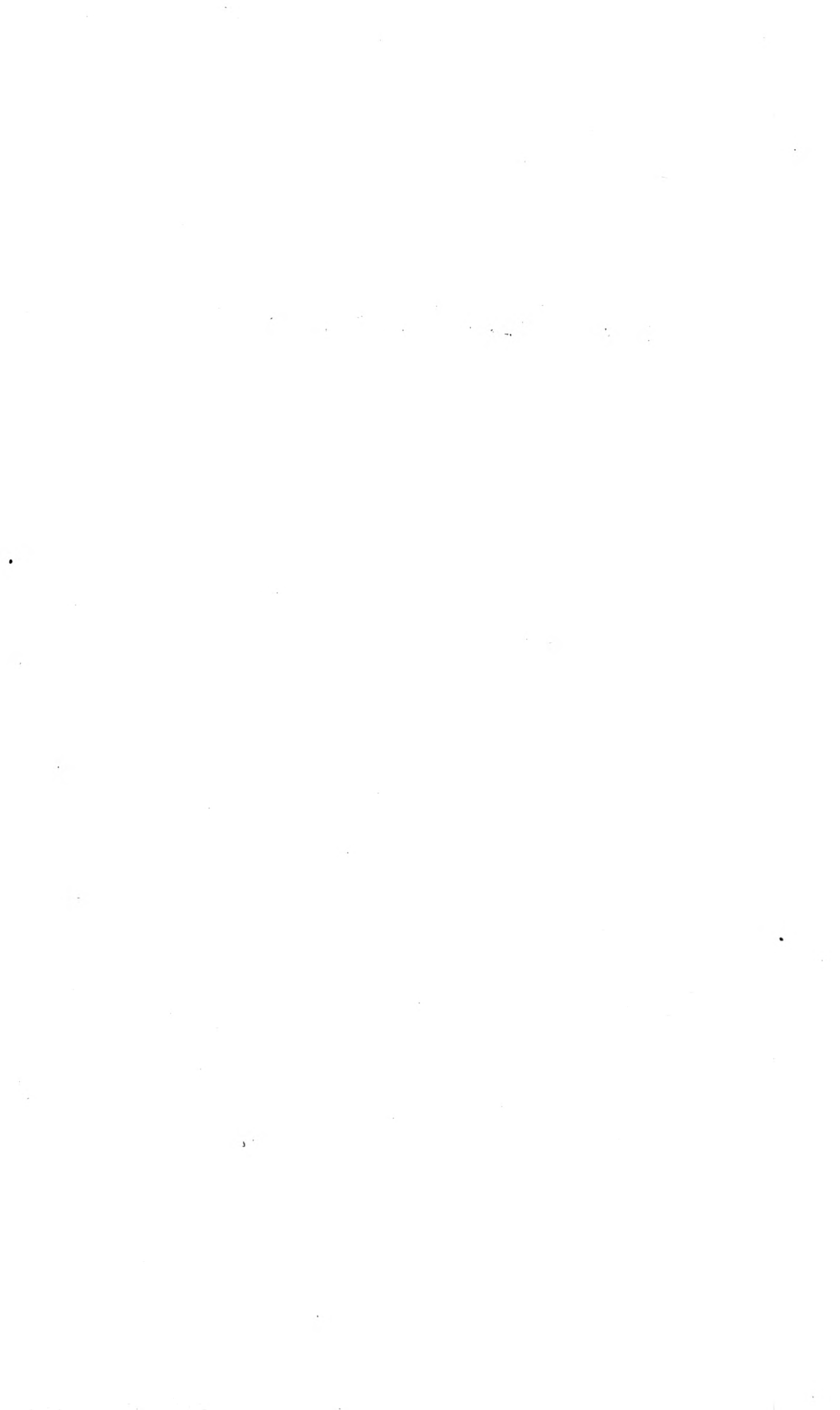
Des Auges ahnungsvolle Schöpferstrahlen
Deutet ein altes Wort tiefwahr und schlicht:
‚Schauen' ist ‚Dichten'. Was von Glück und Qualen

Sich spiegelnd in des Künstlers Auge bricht,
Das schöpft er schauend aus des Lebens Schalen,
Und seine Sehnsucht formt es zum Gedicht.



Sagen und Bilder

Das sind die alten Sagen,
Sie klingen in unsre Zeit:
Gewitterwolken jagen,
Und Eisenfäuste schlagen,
Und Frauen lieben und klagen,
Und sind viel Tränen und Leid
Und wenig Seligkeit.



Der Rosengarten zu Worms.

> Dar was „ein schoenez megetîn, durch daz wart verlorn
> manec küener degen, sô man uns von ir seit.
> Krîmhilt was sie geheizen, diu keiserliche meit“ . . . .

Damals waren die Rosen noch jung
Und keusch in der Knospe versteckt,
Und die Söhne des greisen Gibichung
Hatte noch kein Blut befleckt.

Damals war Schön-Krimhilds Gesicht
Noch mädchenzart und rein —
Und doch, ihre Rosen sollten nicht
Nur Hochzeitsrosen sein.

Sie zog mit ihrer schmalen Hand,
Die Hand war noch kühl und weich,
Ein weithin schimmerndes, güldnes Band
Um ihr blühendes Rosenreich.

Und Krimhild lächelte dazu,
Ein tändelndes Mädchenlächeln,
Und ließ sich in siegesgewisser Ruh
Von den süßen Düften umfächeln.

Waffenwerk ist der Männer Ruhm,
Frauenhände sind schwach . . .
Und doch, wie manches Heldentum
Vor Frauenblicken brach.

Und Waffen blitzten um Frauenhuld,
Und Recken starben um sie,
Tod blühte aus Blumen, die Frauenschuld
Mit ihrer Gunst verlieh.

Schön-Krimhild lächelte verloren
Und hat dann hellauf gelacht:
Zwölf Ritter haben ihr Dienst geschworen
Und halten den Garten bewacht.

Ihr Bote aber reitet nach Bern
Zu den tapfersten Degen hin;
Herr Dietrich, weilt ihr auch noch so fern:
Kampfruf verlockt den Sinn! . . .

Stark war Herr Siegfried von Niederland,
Stark waren die andern Ritter,
Und waren doch nur für Frauentand,
Für Krimhilds Rosen ein Gitter.

Die Berner kamen nach Worms zum Kampf
Um Krimhilds Kuß und Kranz,
Und Schildgeklirr klang und Rossegestampf
Beim herrlichen Waffentanz.

Die ersten Helden fochten dort,
Wolfhart stand gegen Hagen,
Gibichs Mannen wurden fort und fort
Von Dietrichs Recken geschlagen.

Und dann — mit Siegfried von Niederland
Rang Dietrich von Bern um den Preis.
Da schauderte Krimhild, und ihre Hand
Wurde so kalt wie Eis.

Die Locken flogen um Siegfrieds Gesicht,
Er war der herrlichste Held,
Wie die Sonne schien seiner Augen Licht
In die jubelnde, blühende Welt.

Und doch — vor Herrn Dietrichs Manneskraft
Beugte er sich in den Sand.
Mannessieg dem Jüngling nur Ehre schafft,
Doch Krimhild vernichtet stand.

Dann neigten ihre Lippen sich
Bebend zu Dietrichs Mund . . .
Und der Kuß traf sie wie ein feiner Stich
Und stach ihr das Herze wund.

Ihr taumelndes Blut ward von Ahnen schwer,
Und dennoch — alles versank,
Jung-Siegfrieds Liebe und alles umher,
In dem Kuß, den sie durstig trank.

Herr Dietrich trat unbewegt zurück,
Doch ein altes Augenpaar
Mit zürnendem, eisblau leuchtendem Blick
Auf Krimhild gerichtet war.

Und da der alte Hildebrand
Als Zwölfter Herrn Gibich bezwang,
Nahm er aus Krimhilds schmaler Hand
Nur den Kranz, und sein Wort erklang:

„Den Kuß gibt mir züchtig meine Frauen,
Hier hat er gar wenig Ehr'!"
Durch Krimhilds Blut kroch ein eisiges Grauen,
Und ihr Herz blieb ahnungsschwer.

Dann gingen die Recken mit leichtem Mut.
Nur einer freute sich nicht,
Es färbte eine dunkle Glut
König Etzels Bronzegesicht.

Er hatte nicht gekämpft und geküßt,
Und es lohten der Sehnsucht Flammen.
Doch wenn es durch Blut und Tod sein müßt:
Was bestimmt ist, kommt auch zusammen.

Bald klirrten andre Waffen durchs Land
Und war ein Klagen umher,
Und Krimhilds blasse Frauenhand
Flocht keine Rosen mehr.

Die Trinkschale.

Der erste Trunk.

Es glänzte matt wie Elfenbein
Und war in Gold gefaßt.
Einst schloß es heißes Leben ein,
Jetzt bot es roten Edelwein
Dem Mund, den es gehaßt.

Und täglich trank Fürst Alboin
Aus seines Feindes Haupt.
Des Weines süßes Feuer schien
Mit jener Glut ihn zu durchziehn,
Die er dem Feind geraubt.

Und täglich ward ein Herze wund
Bei seinem wilden Trank.
Des Toten Tochter Rosimund
Sah auf der Schale flaches Rund
Und ward vom Schauen krank.

Sie sah in stummverhaltner Qual
Des Gatten Frevel zu,
Und litt bis zu dem einen Mal,
Als er ihr halbberauscht befahl:
„He, Weib, nun trinke du!"

Da hob sie mit der schmalen Hand
Die Schale hoch empor
Und küßte ihren kalten Rand,
Bis sie kein Grauen mehr empfand
Und allen Schmerz verlor.

Auch ihr war dieser Trunk nicht schal,
Auch sie hat nicht gebebt.
Sie sah zum lachenden Gemahl,
Ihr Blick war schillernd wie Opal,
„Du weißt, Herr, wie man lebt!"

Die blassen Lippen zuckten nicht,
Als sie die Worte sprach.
Es reizte ihrer Augen Licht
Und ihr verheißendes Gesicht
Die Gier der Männer wach.

II

Rosimund und Peredeo.

Sie stand ganz schmal und ohne ein Bewegen
An seiner Tür, fast wie in den Behang
Gewirkt. Und er sah ihr erstaunt entgegen
Und fand sie sehr begehrenswert und schlank.

Dann hob sie ihre schweren Augenlider,
Und jenes Flimmern aus der letzten Nacht
Traf ihn mit all dem wirren Zauber wieder,
Der ihn schon einmal fassungslos gemacht.

Und langsam sprach sie: „Eine Blutschuld raubt
Mir Glück und Schlaf und will nicht Ruhe geben,
Die Tochter trank aus ihres Vaters Haupt
Und darf nun nicht mehr mit dem Mörder leben.

„Wer trifft den Helden? Immer nur ein Held.
Helmichis ist zu feig für meine Rache,
Den ersten und den stärksten Mann der Welt
Zu töten, ist nur eines Mannes Sache.

„Du, Peredeo, scheinst ein Mann zu sein,
Und du sollst Alboin noch heute töten.
Es wird sich dieses blauen Tages Schein
Von seines Heldenblutes Strömen röten."

Die Fürstin löste sich vom Türbehang,
Und ihre Augen kannten kein Versagen,
Als sie an seinem Lager niedersank.
Am Mittag war Fürst Alboin erschlagen.

III

Der letzte Trunk.

„Du schenktest mir noch keine Nacht
Und hast im voraus doch
Herrn Peredeo zahm gemacht
Und ihm den schönsten Sold gebracht,
Ich aber — warte noch!"

Am hellen Fenster lehnte sie
Und sah den Sprecher an:
„Helmichis, du besitzt mich nie!
Was ich dem anderen verlieh,
Der Tat galt's, nicht dem Mann!

„Du aber tatest nichts für mich,
Bist nur mit mir entflohn" ....
„Und dennoch, Weib, ergibst du dich,
Und heut noch, Weib, empfängst du mich,
Doch nicht in Haß und Hohn!"

Er ging. Aufstöhnte Rosimund
Und nahm in ihre Hand
Der Todesschale flaches Rund
Und küßte sich die Lippen wund
Am schmalen, goldnen Rand.

„Ich ließ ihn töten wie ein Tier,
Nun ward die Rache wach,
Zwei ekle Tiere laufen mir
Mit ihrer geilen Liebesgier
Um seinen Blutpreis nach.

„Es strahlte seiner Augen Licht
Von königlichem Ruhm.
Ich tat der Rache schwere Pflicht:
Ein edler Tod verklärte nicht
Dies stolze Heldentum.

„Doch mir ist alles sonnenleer,
Seit seine Augen tot.
Was floh ich nach Ravenna her?
Scharf war der Langobarden Speer
Und gut für meine Not.

„Ich glaubte damals doch vielleicht,
Daß Herrschen glücklich macht.
Jetzt weiß ich: wenn die Liebe weicht,
Dann ist das Leben öd' und seicht
Und eine lange Nacht."

Und Rosimund goß kühl und blaß
Die Schale voller Wein
Und goß in Liebe, Leid und Haß
Ein helles, wunderbares Naß
Mit in den Kelch hinein.

Und als Helmichis wiederkam,
Trank sie ihm lächelnd zu:
„Die Hälfte trinke ich in Scham
Und Reue dir; ich bin nun zahm, . . .
Jetzt aber — trinke du!"

Er trank die Todesschale leer,
Da hob sie ihre Hand
Und nahm den Kelch, es ward ihr schwer:
„Wir trinken beide niemals mehr
An deinem goldnen Rand!"

Und mühsam lächelnd sah sie ihn
Hinsinken auf die Knie.
„Mein Sühnetrunk, Held Alboin . . .
Der letzte Trunk . . . Die Kraft will fliehn" . . .
Seufzend verstummte sie.

Karl der Große in Pavia.

Durch ihre Kinderträume klang
Vom großen Karl der helle Sang,
Und seiner Taten Schimmer wand
Um ihre Sehnsucht goldnes Band.

„Singt mir das Lied, das stolze Lied
Vom König, der siegend das Land durchzieht.
Hell blinkt sein Schwert, und im Sommerwind
Wehn seine Locken, die goldner sind
Als der Sonne Schein und der Ähren Glanz."

So spricht des Desiderius Kind,
Dessen Augen schwarz wie das Wasser sind,
Des Ticino Wasser in dunkler Nacht,
Und das lieblicher als die Waldnymphen lacht.

Durch ihre Mädchenträume geht
Des Frankenkönigs Bild und steht
Sieglächelnd vor ihr zu jeder Stund,
Aufblüht da in Sehnsucht ihr junger Mund.

Aus klirrenden Ritterschlachten droht
Vernichtend der eisengepanzerte Tod,

Aus der Ritter brennenden Wunden loht
Wildpulsendes Blut und färbt flammendrot
Die Rosen der Frauenliebe.

Rosen stehn in Pavias Gärten,
Hinter Goldgittern Rosen, rot und weiß,
Und die Tage flimmern in diesen Gärten,
Und die mattblauen Nächte sind duftschwer
und heiß.
In den Königsgärten die Rosen stehn dicht,
Sie sind purpurn gefärbt wie des Abends Licht.
Und was die Prinzessin in Kränze flicht —
Blaßweiße Blüten sind es nicht.

In Pavias Mauern geht bleich und stumm
Das Grauen des blutigen Krieges um.
König Karl belagert die bebende Stadt,
Karl, der noch alle gemeistert hat.
Nur eine frohlockt und lächelt verträumt,
Wenn die Schlacht an die mächtigen Mauern
schäumt,
Nur eine sieht selig ins Grauen hinein:
Des Desiderius Töchterlein.
Sie träumt den einen: schaumflockig sein Pferd,
Die blonden Locken vom Goldhelm beschwert,

Stahlblau die Augen und eisern die Hand ....
Schild klirrt an Schild: König Karl ist im Land.

Und ein Abend kommt; seine düstre Glut
Mischt sich mit dem tags vergossenen Blut,
Da wird an des Frankenlagers Rand
Ein Pfeil aus der dunkelnden Stadt gesandt.
Ein Brief daran. Worte voll Leidenschaft,
Zehrend wie südlicher Sonne Kraft:
„Alle Freuden des Lebens sind dumpf und schal,
König Karl, und die Blumen welken zumal,
Willst du nicht mein herzlieber Gatte sein!
Laß mich dir dienen! Die Stadt soll dein
Und all meine Schätze dann dir allein,
Dir, einzigster Helde, zu eigen sein!"

Und nach dem Abend kommt eine Nacht,
Da wird dem König der Schlüssel gebracht,
Der die Stadt erschließt. Und das Heer dringt heran,
Durch das enge Tor zwängt sich Mann nach Mann.
Dumpfdröhnend schlagen die Waffen auf,
Und dazwischen klingt Hufschlag und Pferde-
geschnauf.

Wie tot liegt Pavia, kein Ton wird laut.
Nur eine wacht: König Karols Braut.

Ohne Grauen geht sie die Gassen hinab
Dem Geliebten entgegen. Und Pferdetrab
Dringt endlich aus dem Schweigen hervor.
Aufjauchzt sie und hebt ihre Hände empor:
„Heil König Karl!" Doch ihr Ruf erstickt
Im Waffengeklirr, und keiner erblickt
Die erhobenen Hände. Was gilt auch ein Weib!
Hinrast der Troß über ihren Leib.
Wer traf wohl zuerst die schmalschläfige Stirn?
Sie war weiß wie Neuschnee auf hohem Firn.

Heilrufen Gassen auf und ab
Und Panzerklirren und Hufgeklapp.
Schaumflockiges Pferd und Mantelwehn.
„Fackeln her; König Karl soll sehn,
Die Stadt soll er sehn, die sich ihm ergab!"
„Fackeln fort!" König Karl sprengt zur Gasse
hinein.
„Meine Augen sollen mir Fackeln sein
Und verbrennen das schönste Jüngferlein."

Und er kommt zu dem Ort, wo man sie zermalmt.
Irgendwo eine trübe Fackel qualmt.
„Die Lichter löscht aus, wo die Liebe blinkt!"
Ruft König Karl, durch die Gassen klingt
Sein sorgloses Männerlachen.

Eginhart und Imma.

I.

In stiller Kammer vertraut und allein,
Wer flüstert die ganze Nacht?
Wer ist bei des Kaisers Töchterlein
Die lange Winternacht?
Das ist Jung-Eginhart.

Schon lange liebt er das Königskind
Und hat es nie gesagt,
Doch heut — wie silbern die Sterne sind —
Heut hat er den Schritt gewagt
Zu Immas Kammertür.

Das war eine Nacht voll Seligkeit,
Doch als der Morgen ergraut,
Ist alles ringsum tief verschneit.
Und Schön-Imma schaut und schaut:
Was tut Jung-Eginhart?

Die Spur seiner Füße verrät ihn schnell
Im frischgefallnen Schnee.
Bald heißt's: ein junger Trautgesell
Kam durch den hohen Schnee
Von Immas Kammertür.

Im Herzen ihre junge Lieb
Und ihre Mädchenscheu,
So schleicht Schön-Imma wie ein Dieb
Am Pallasgang vorbei
Und trägt — Jung-Eginhart.

Schwer ist der Liebste, schwerer noch
Ist Immas Angst um ihn:
„Der Kaiser, ach, erfährt es doch,
Du mußt von hinnen fliehn,
Sonst straft er dich, Vielliebster!"

II

Der große Karl hat durchgewacht
Die stille, helle Winternacht.
Nun starrt er auf den Burghof hin,
Verdüstert ist sein Königssinn,
Einsam sein großes Herze.

Doch da — erstaunt tritt er ein Stück
Von seinem Fensterplatz zurück:
Schwer durch den Schnee in scheuer Hast
Trägt sein — ja, sein Kind eine Last,
Trägt einen Mann zum Pallas.

Erst blitzt in Karols Augen wild
Der Königszorn, doch groß und mild
Steht dann Bewunderung darin:
Weiß Gott, sie ist nach seinem Sinn!
Hellauf lacht Kaiser Karol.

Da Kaiser Karl so froh und jung
Gelacht, verflog die Dämmerung.
Doch den zwei Sündern schien der Tod
Zu drohen, da sie das Gebot
Zum Vater rief und Kaiser.

Ernst sieht er aus, dann sagt er laut:
„Imma, du wirst des Jünglings Braut!
Trag nun dein Leben lang die Last,
Die du heut früh getragen hast.
Nicht adlig ist er von Geschlecht,
Doch scheint er dir ja grade recht,
Und trägt er dich, so wie du ihn,
Mögt glücklich ihr durchs Leben ziehn!"

Königin Krothild.

Das ist ein Lied voll Todesleid,
Und dennoch tränenarm.
Wer nie gelacht in Seligkeit,
Der weint auch nicht im Harm.

Sie erzog die Enkel mit Ernst und Kraft
Nach König Chlodomers frühem Tod
Und beherrschte der Liebe Leidenschaft
Durch der Pflicht und Strenge kühles Gebot.
Und doch — liebte je ein Weib so wild,
So verzehrend wie Königin Krothild?

Jahre gingen. Auf Frankreichs Thron
Herrschte schon lang der verhaßte Sohn.
Und Chlodomers schimmernder Kronenreif
Ward auf König Childeberts Stirne stumpf
Und des Ruhmes Sonne stand bleich und dumpf
Am Himmel, ein matter Abendstreif.

Weit ist die Straße nach Paris,
Und als Krothild die Enkel dahin entließ,
Bangte ihr Herz; doch ihr Mund sprach kühl
Und verriet nicht des Weibes Angstgefühl.

„König Childebert, kröne das Brüderpaar,
Dessen Vater der echte König war.“
So lautete, was sie zu sagen hieß.
— Weit ist die Straße nach Paris.

Und bang war das Warten und lang die Zeit,
Doch keiner konnte die Traurigkeit
In Krothilds düsteren Augen sehn,
Und keiner wagte hinauszugehn,
Wenn sie wartend am herbstlichen Wege stand.
Einsam suchten die Augen durchs öde Land.

Bis dann — keine Pferde goldgezäumt,
Wie so heimlich und oft sie es geträumt —
Keine blonden Locken, flatternd im Wind,
Keine hellen Stimmen aufgetaucht sind.
Nur ein einzelner Reiter trabte daher,
Und der Königin Herz ward ahnungsschwer.

Ihr dunkler Mantel flatterte auf
Und hemmte des wegmüden Pferdes Lauf.
„Was bringst du?“ fragte die Königin.
Schweigend wies er auf einen Schwertgriff hin,
Schweigend zog der Mann eine Schere hervor:
„Leiht König Childeberts Willen das Ohr!
Er sendet Euch dies, Frau Königin,

Nun mögt ihr wählen nach eurem Sinn.
Geschornen Hauptes, vom Adel bar,
So läßt er die Enkel an Leben und Licht,
Sonst frißt dies Schwert das Brüderpaar,
Auf seinem Thron seht ihr es nicht."
So der Bote. Dann sah er scheu empor:
„Frau Königin, mit dem Thron verlor
Nicht jeder sein Glück! Wählt die Schere, bei
Gott!"
Starr stand die Greisin, bittrer Spott
Lag um ihre Lippen: „Sag, wer begehrt
Deinen knechtischen Rat? Hier nimm das Schwert.
Der König gebrauche es seiner wert,
Und seiner wert wird sein Ende sein.
Meine Flüche sollen gen Himmel schrein!"

Rasch brach sie ab und wandte sich fort:
„So kommt Sünde auf Sünde und Mord auf
Mord."
Dann sah sie noch einmal zögernd zurück:
„Sag den Kindern, mit ihnen stirbt mein Glück.
Sag ihnen, es lebt nicht vom Adel bar,
Wer für den Thron geboren war.
Und — wenn sie hingehn zum Blutgerüst —
Sag ihnen — ich hätte sie gern geküßt."

Hochaufgerichtet ging sie zum Tor,
Hoch hob der Wind ihren Mantel empor
Und schlug ihr das graue Haar ins Gesicht.
— — — — Königin Krothild weinte nicht.

Das ist ein Lied voll Todesleid
Und dennoch tränenarm.
Wer nie gelacht in Seligkeit,
Der weint auch nicht im Harm.

Adelbrand und Antolille.

„Antolille, Schön-Antolille, sei mein!
Auf Drenderup sollst du Herrin sein,
Reich' mir deine weiße, schmale Hand!"
Inbrünstig fleht Ritter Adelbrand,
In den Augen glühende Liebe.

Ritter Adelbrand ist roh und wild,
Von Blut sind ihm rostig Schwert und Schild,
Und als er um ihre Liebe fleht,
Da graust Antolille von Fobeslet
Und spricht mit bebenden Lippen:

„Herr Adelbrand, auf dem Erdenrund
Bist schlimmer du als der schlimmste Hund.“
Und zum zweiten bittet Herr Adelbrand,
Nur wilder noch, um des Fräuleins Hand,
In den Augen heimliches Drohen.

„Herr Adelbrand, Gott verflucht bist du,
Ich trete dich achtlos wie meinen Schuh,
Ich fliehe dich wie ein ekles Tier.“
Da geht der Wilde in Haß und Gier
Und schwört, sich grausam zu rächen.

Der graue Herbststurm heult und weht
Zwischen Drenderup und Fobeslet.
Schön Antolille nun schon sieben Jahr
Nicht von ihrer Burg gegangen war
Aus Furcht vor dem wilden Hasser.

Doch jetzt flüstert es lauter von Tag zu Tag:
Ritter Adelbrand im Kampf erlag.
Antolille hört die Botschaft und begehrt,
Daß man sie zur nahen Kirche fährt:
Mit zwei Schimmeln fuhr sie hinab.

Am Kreuzweg aber voll grimmer Wut
Lauert Adelbrand, wie die Höllenbrut
Hält hinter ihm seiner Knechte Schar,
Und sie zerren vom Wagen am blonden Haar
Antolille zu Adelbrands Hengste.

„Festgeschnürt!" „Wie du bebend am Schweife
hängst,
Antolille, so wünschte ich mir's ja längst!
Hollidoh! Nun sieh, wie's zu reiten geht,
Zwischen Drenderup und Fobeslet!"
Und er gibt dem Rappen die Sporen.

Und Stöhnen und Wimmern. Das edle Pferd
Jagt wie gepeitscht. Und endlich wehrt
Der Reiter dem Lauf und springt ab. Kein Laut
Ist mehr zu hören. Er schaut und schaut
Und zieht schaudernd sein Schwert und sticht
und haut
In die eigene Brust sich das Eisen.

So mancher Herbststurm heult und weht
Zwischen Drenderup und Fobeslet.
Von Drenderup Herr Adelbrand
Im Grabe keine Ruhe fand.
Viele sahen es, und es ist kein Trug,
Knechte und Mägde fürchten den Spuk:

Wenn das Herrenhaus schimmert im Monden-
schein,
Starrt Adelbrand bleich durch die Fenster hinein,
Und sind die Nächte bereift und still,
Dann flüstert es klagend: Antolille.
Und Nacht für Nacht, wenn alles still,
Und Jahr für Jahr klingt's: Antolille.

Hilde Borgaard.

I.

Die Taube, die du an der Brust gehegt,
Ist über den grauen Sund gefegt,
Wegmüde kam sie zum Godesstein
Und flatterte matt in den Saal hinein,
Hilde Borgaard.

Nun rüste ich mein schnellstes Schiff
Und das Siegschwert mit dem goldnen Griff
Und die Rüstung, die ich von Helge gewann,
Ich lege zu neuem Sieg sie an,
Hilde Borgaard.

Der Wildschwan, der gen Schweden zieht,
Soll mein hellschwingiger Bote sein:
Eh' noch dein Blick den Sommer sieht,
Will ich vom Kloster dich befrein,
Hilde Borgaard.

II.

Über dem Kloster steht Frühlingsgewitter.
Ein blondes Weib lehnt am Fenstergitter,
Hinter ihm im Saal, eine bange Herde,
Knien Nonnen betend auf der Erde.
Dumpfes Murmeln, darein ein schmetternder
Schlag:
„Hilf, Christus, uns am Jüngsten Tag!"

Am Fenster die schlanke Frau steht fest,
Eine Taube an die Brust gepreßt.
Und Schlag auf Schlag . . . Und dann — ein
Klang —
Hilde Borgaards Herz klopft wild und schwer,
Und sie sieht nur noch Flammen ringsumher, —
Und wieder der Ton, jetzt helljubelnder Sang:
„Der Wildschwan schwang sich übers Meer,
Zur Taube flog der Wildschwan her" . . .

Aufjauchzt Hilde Borgaard, durch Blitze schwebt
Ihr seliger Schrei, und durch Donner bebt
Ihrer Antwort jubelvoller Laut:
„Die Taube wird des Wildschwans Braut."

Grell zucken die Blitze, der Donner kracht,
Nonnenbeten aus des Saales Nacht,

Am Fenster Schön-Hildes Platz ist leer,
Niemand sah je Hilde Borgaard mehr.
Ihr Pantöffelchen nur fand man tags darauf
Und hob es als heil'ge Reliquie auf.

Die Legende erzählt: „Im Wetterschein
Ging die Jungfrau fromm in den Himmel ein.
Verschont blieb das Kloster durch ihren Tod
Vor Wettergraus und Flammennot."
Und die Nonnen beten jahraus, jahrein
Vor dem allerliebsten Pantöffelein.

Prinzessin Thyra von Thyrenborg.

I.

Im Burggarten sitzt sie und sieht übers Land,
Goldspangen schließen ihr weißes Gewand.
Ihr Blick schweift träumend bis hin zur See,
Und ihr herrischer Mund zuckt in krampfhaftem
Blaß wie die Malven im Garten. [Weh,

Tritte knirschen. Vergoldet und bunt
Das weite Wams, süßlächelnd der Mund,
Kommt einer daher und bleibt bei ihr stehn
Und versucht, ihr in die Augen zu sehn.

Dann küßt er, etwas verlegen und rot,
Prinzessin Thyras Hand, da droht
Ihr Blick: „Vergaßt Ihr mein Gebot?
Ihr sollt, Ihr sollt mich nicht küssen!"

Bleich wird Herrn Ulfens feist Gesicht:
„Prinzessin, ich vergaß es nicht!
Doch Euer Vater, o verzeiht,
Er sagte, — ach wie bös Ihr seid —
Daß Ihr mir's doch erlauben wollt,
Und daß Ihr mir auch folgen sollt,
Ja, folgen sollt —
Als Eh'gemahl zur Kirche!"

Er redet, indes er sich zierlich bewegt
Und die Hände an die Hüften legt.
Er liebt nicht grade Speer und Schwert,
Doch sein Gold ist Millionen Waffen wert. —

Prinzessin Thyra bleibt kühl und bleich
Und lächelt bitter. Ihr ist's so gleich,
Was der Narre schwätzt. Sie sieht ihn an,
Und sieht statt seiner den andern Mann.
„Sie sollten nicht miteinander sein" . . . .
Flüstert sie träumend. „O ja, allein

Ihr müßtet nur freundlich, ja freundlicher sein."
Flötet der höfliche Freier.

Sie schweigt. Und endlich verstummt auch er.
Mittagsgluten zittern düfteschwer
Zwischen den Mauern; von Süden her
Schiebt sich eine blaufahle Wolkenwand
Gewitterdrohend über das Land.

II.

Heiß waren die Tage, und schwül ist die Nacht.
Im Schloß wird gespielt und getanzt und gelacht,
Nur eine kühl in den Trubel schaut,
Das ist Prinz Ulfens stolze Braut.

Und endlich kann sie dem Tanz entfliehn,
Und sie sucht den einen und findet ihn.
Leer ist die nächtliche Galerie,
Nur er ist da, nur er und sie.

Und nah tritt sie an ihn heran,
Schwer ist der düstern Augen Bann.
„Was flieht Ihr meine Nähe, sprecht!
Gebührt es nicht nach Fug und Recht
Des Vaters erstem Lehensmann,
Mir stets zu dienen? Nun, wohlan,

So dient mir jetzt mit Euerm Wort:
Was meidet Ihr mich fort und fort?"

„Stillschweigen ist die erste Pflicht!"
„Hört, ich befehl's, jetzt schweigt Ihr nicht!"

Auf ihr erregtes Antlitz sieht
Er unbewegt, wie sinnend, hin:
„Glaubt Ihr, daß ich ein Sklave bin?
Ich weiß von Leid und Stolz ein Lied
Und weiß, daß Ihr es nicht versteht . . .
Die Liebe kommt, und die Liebe geht,
Und Treue? Ein Spielzeug in Frauenhand.
Ein Tor gab einst zum Frauentand
Von seinem Herzen Stück für Stück,
Und dachte noch, es sei ein Glück!" . . .

In seine stillen Augen glüht
Ihr unruhvoller, heißer Blick:
„Die Rosen haben abgeblüht . . .
Doch weiter blüht mein blasser Mund . . . .
Nur Torenherzen bleiben wund — —
Ich lehre dich ein ander Glück" . . .

Sie neigt sich ihm, er tritt zurück.
Da droht ihr sehnsuchtswirrer Blick:

„Sagt, will ich denn von Euch ein Stück,
Sagt, will ich denn von Euch ein Glück?
Du Knecht sollst beugen dein Genick!
Mein treuer Lehnsmann sollst du sein,
In Glück und Gunst, in Not und Pein,
Hörst du, in Pein!

„Ein Windstoß blies die Rosen kahl,
Doch weiter blüht Herrn Ulfs Gemahl.
Und ihre Lippen, kühl und schmal,
Küssen den andern, dir zur Qual . . . .
Gar viele Mal, zu deiner Qual —
Du — mein Gemahl!"

Ihr irr verstummter Mund ist dicht
An seinem Mund, um sein Gesicht
Streift ihr erregter Atem hin:
„Komm, küsse deine Königin!" . . . .

„Zurück!" Ein Schrei und Sporenklirren.
„Du sollst...."
„Zurück"... Fern Geigenschwirren.
„Bleib hier!" Türangeln kreischen laut.
„Lebt wohl, Ihr seid Herrn Ulfens Braut!"
„Ich liebe dich! . . ." Sie ist allein.

Im Süden zuckt ein Wetterschein:
Braut soll Schön-Thyra morgen sein.

III.

Am nächsten Tag, am Hochzeitstag,
Gewittersturm und Wetterschlag.
„Ich reite noch zum Meer hinab,
Folgt Ihr, Herr Ulf? Es geht nur Trab!"
Prinzessin Thyra fragte es.

Prinz Ulf ritt mit. Der Sturm war schwer,
Bis an die Dünen ging das Meer.
Schön-Thyra jauchzte bei jedem Stoß
Und band sich die blonden Haare los.
Da fiel ihr Schleiertuch vom Kopf.

„Herr Ulf?" Sie sah sich lachend um.
Im Sattel hing der arme Tropf.
„Herr Ulf!" Er blieb vor Mühsal stumm.
„Mein Herr Gemahl, ich dacht', Ihr wollt, . . .
Ich dachte, daß Ihr heben wollt,
Ja dachte, und mir geben sollt
Mein feines Schleiertüchlein!"

Herr Ulf stieg mühevoll herab,
Und als er ihr das Tüchlein gab . . . .

Hei Wogenschwall, hei Donnerschlag —
Herrn Ulfens Schwert im Sattel lag;
Prinzessin Thyra ritt hinzu
Und hob das Schwert in eis'ger Ruh —
Und als er ihr das Tüchlein gab —
Hei Wogenschwall, hei Schwertesschlag:
Herr Ulf im Sand erschlagen lag.
Prinzessin Thyra lachte des.

Ob sie sich wohl ihr Glück erlacht? —
Er ging, der die bitteren Worte fand:
„Die Treue? Ein Spielzeug in Frauenhand.“
Er ging, und Sommer und Jugend floh,
Und dann kam die Kunde von irgendwo,
Daß er gefallen in ferner Schlacht,
Da hat Schön-Thyra nie mehr gelacht.
Und niemals mehr ein Wort gesagt
Und nichts bereut und nichts geklagt,
Nur ihre Augen, starr und groß,
Weinten im Kloster tränenlos.

Die adligen Frauen Holsteins holen die Leichen ihrer Gefallenen aus Dithmarschen.

(Schlacht in der Hamme 1404.)

Sie kamen in weiße Gewänder gehüllt
Über die endlose Marsch.
Die Luft war von Siegesgetöse erfüllt,
Von rohen und trunkenen Stimmen durchbrüllt:
Bauernfreude ist barsch.

Sie kamen nicht zögernd und zitterten nicht,
Adlig und stolz war ihr Gang.
Es zuckte kein einziges Frauengesicht,
So schritten sie ohne Schwanken dicht
An den Reihen der Bauern entlang.

Dann knieten sie nieder, wo, wütend zerfleischt,
Holsteins berühmtes Geschlecht
Am Marschboden dalag, von Weibern umkreischt,
Dem Grabe verweigert, das für sie geheischt,
Nach ehrlichem Schlachtenrecht.

Stumm knieten die Edelfrauen, umgellt
Vom Bauernweibergeschrei.

Und allgemach wurde es still auf dem Feld,
Kein Bauer hat hart sich entgegengestellt,
Die Frauen erhoben sich frei.

Und frei — war es ihrer Augen Gewalt,
Die Bauernroheit bezwang? —
Frei trugen sie, tiefhin gebeugt die Gestalt,
Der Gefallnen Leiber. Kein Wort ist erschallt
Bei ihrem mühvollen Gang.

Sie gingen in weiße Gewänder gehüllt
Über das dämmernde Land.
Kein Schimpfwort ward roh ihnen nachgebrüllt.
Stumm blieben die Bauern, von Ehrfurcht er-
Und von Frauenhoheit gebannt. [füllt

Die weiße Fahne.

Aus vergangner Zeit ein verlorner Sang:
Jung-Hagbart ruht neben Schön-Signe lang.
Eine weiße Fahne im Frühlingswind,
Und zwei Herzen, die früh gebrochen sind,
Ihr armen, törichten Kinder.

„Jung-Hagbart stirbt durch des Henkers Schwert,
Weil er nach Schön-Signes Liebe gehrt,
Jung-Hagbart stirbt in der Morgenstund
Auf dem Hügel über dem blauen Sund,
Auf dem Hügel vor Signes Fenster."

Und der Morgen kommt, und Klein-Signe weint:
Wie hell die Sonne das Meer bescheint,
Wie blau der Sund in ihr Fenster grüßt!
So blau wie damals . . . Und heute büßt
Jung-Hagbart für ihre Küsse.

„Vielsüße, flattert die Fahne rot,
Dann bin ich erlöst auf des Herrn Gebot.
Herztraute, winkt dir die Fahne weiß,
Dann rinnt mein Herzblut als Liebespreis
Und fühlt die Glut deiner Küsse."

So sprach er beim Scheiden. Schön-Signe trinkt
Mit angstvollen Augen die Weite. Da winkt
Es weiß und glänzend über den Sund.
Ein Schrei bricht von Signes kindlichem Mund,
Schaudernd hebt sie den Dolch zum Herzen.

II.

Er wollte ihn prüfen, und das Gesicht
Jung-Hagbarts erbleichte vorm Tode nicht,
Da verzieh ihm der Herzog. Doch Hagbarts Mut
Zerbrach am Glück, und sein junges Blut
Ließ ihn taumeln, verwirrt wie im Fieber.

Er hißte die Fahne. Es flatterte weiß,
Jung-Hagbart wurden die Wangen heiß.
Doch als er die rote Fahne zog,
Ein Schmetterling über den Hügel flog:
Klein-Signe war gestorben.

Sie zogen zum Schlosse mit Schildgeklirr.
Jung-Hagbarts Herze blieb bang und wirr,
Und als er in Signes Kammer kam,
Und als er sein Lieb in die Arme nahm,
Da wollte auch er nicht mehr leben.

Aus vergangner Zeit ein verlorner Sang:
Jung-Hagbart ruht neben Schön-Signe lang.
Eine weiße Fahne im Frühlingswind
Und zwei Herzen, die früh gebrochen sind.
Ihr armen, törichten Kinder.

Die Jungfrau mit dem Bart.

So kommt und hört, ihr Jungfräulein,
Die Sage soll euch von Nutzen sein.
So hört und seid auf eurer Hut:
Frömmigkeit ist nicht immer gut.

Einst lebte ein König zu Saalfeld im Schloß
Mit leichtem Mut und großem Troß.
Mich dünkt, er sah nicht übel aus,
Sogar recht hübsch, trotz Saus und Braus.
Er ist nicht grade schlecht gewesen
Und auch nicht grade auserlesen.
Er lief so mit.

Und just zu seiner Regierungszeit
Trug das Saalfelder Nonnenkleid
Eine ganz wunderbar schöne Frau.
Dazu war sie in des Klosters Grau
Vor prinzeßlichem Zeitvertreib entflohn.
Bei ihrer Schönheit der reine Hohn!
Eine Königstochter vom Zeh bis zum Scheitel
Und dabei nicht 'mal ein bißchen eitel,
Nur bedacht auf Gebet und auf Gotteslohn —
Bei ihrer Schönheit — der reine Hohn!

Eines Tages hat sie der König gesehn,
Und sie mußte ihm leider den Kopf verdrehn.
Ohne ihr Zutun, **parole d'honneur**,
Und ach, durchaus zu ihrem Malheur.
Na, er hat natürlich nicht lange gefackelt,
Trotzdem sein Rat mit dem Kopf gewackelt.
Er ging ins Kloster irgendwann
Und trug ihr Hand, Land und Liebe an.
Auch die Prinzessin besann sich nicht lang,
Ihr wurde dabei absolut nicht bang,
Sie wies ihn ab. — Er begann zu fluchen,
Da verbat sie sich kurzerhand sein Besuchen.
Trotz ihrer Schönheit, sie war, meiner Treu,
Verblüffend wenig weibisch und scheu.

Er brannte natürlich lichterloh
Und war keine einz'ge Minute froh.
Die Leidenschaft hatte ihn gründlich gepackt
Und sein bißchen Verstand zu Tode gezwackt.
Er ließ nicht los.

Da hat die Prinzessin zu Gott gefleht:
„Herr, nimm mein unzüchtiglich Schönheit fort!"
Ach — leider — erhörte Gott das Gebet.
Und dort, mich schaudert's, gerade dort,

Wo sonst der minnige Mund gelacht,
(Ja der Herrgott hatte es gut gemacht)
Da wuchs jetzt schwarz, filzig und furchtbar hart
Ein veritabler Männerbart!

Als der König die schlimme Bescherung sah,
Stand er erst verdutzt und verdonnert da.
Dann fühlte er seine Liebe erkalten
Und konnte sich wirklich vor Wut nicht mehr
halten.
Er schrie nach Blut.
Und (Frömmigkeit ist nicht immer gut)
Er ließ, trotz seiner Minister Drängen,
Die Prinzessin an den Galgen hängen.
„Potz Donner, das Weibsbild ist gar zu ruppig,
Und der Bart, Euer Liebden, verflucht, der
war struppig."

Nun hing die Prinzessin in Gram und Graus,
Ach Gott, sie sah nicht einmal rührend aus.
Der König aber lebte erst recht
In Saus und Braus, und nun wurde er schlecht.
Das kommt davon.

Kaiser Heinrich V. und die Kaiserin.

Dem Kaiser Heinrich war nicht wohl
In seinem stolzen Kamisol,
Wenn er, sei es nun Weib, sei's Mann,
Nicht irgendwem was angetan.
Besonders seine Kaiserin
Lag dieserhalb ihm lang im Sinn.
Er konnte Tag und Nacht nicht ruhn:
Beim Kreuz, er mußte etwas tun!

Und eines Tages schickte er
(Der Streich behagte ihm gar sehr)
Den schönsten Ritter, den er fand,
Zur Kaiserin und hieß galant
Und sehr bewegt ihn zu ihr flehn,
Mit ihm die Minne einzugehn.

Die Kaiserin war sehr geniert:
So etwas war ihr nie passiert.
Dann sagte sie gefaßt und still:
„Es komme, wie der Herrgott will!"

Das war dem Kaiser Ohrenschmaus.
Flugs ritt er wie zum Jagen aus,

Ganz im geheimen aber dann
Zog er des Ritters Kleider an.
Sehr aufgeräumt und sehr gespannt,
(Er wäre fast vorbeigerannt)
Ging er des Nachts zu ihrer Kammer,
Im Ohr schon ihrer Schuld Gejammer.

Allein es kommt oft anders als
Man denkt, und schlechter meistenfalls.
Es war die Werbung des Vasallen
Auf steiniges Terrain gefallen.
Die Kaiserin, wie's sich gehört,
War ganz und absolut empört
Und hatte, um ihn abzukühlen
Von seinen zärtlichen Gefühlen,
Ein Mittelchen sich ausgedacht,
Das eigens hierfür schien gemacht.

Und nun — der Kaiser klinkte auf,
Die Türe knarrte. . . „Achtung drauf,
Beweist dem Schurken, wer ich bin!"
Rief unmutsvoll die Kaiserin.

Der Kaiser lag sehr plötzlich da
Und wußte nicht, wie ihm geschah.

Es sausten hageldicht die Knüppel.
„Halt, halt, ihr schlagt mich ja zum Krüppel."
Der Kaiser kroch auf allen Vieren:
„Wer wird euch, bin ich tot, regieren?"

Die wackern Kerls in Weibertracht
Erstarrten, voll und ganz verschwacht,
Daß es ihr Herr und Kaiser sei,
Den sie zerklopft zu Mus und Brei.
Die Kaiserin ward gleichfalls bleich
Und fand die Sprache nicht sogleich.
Dann sagte sie sehr demutsvoll:
„Ich weiß nicht, was ich denken soll!
Wer ahnte denn, daß ihr es seid?
Mein Herr und Kaiser, o verzeiht!
Die euch nicht zugedachten Hiebe,
Ich gab sie ja nur — euch zuliebe."

Das Pagenlied.

Königin Anna verlor ihr Taschentuch,
Und der Page, der ihr die Schleppe trug,
Der Page hob es höflich auf
Und gab's ihr zurück und schlief nicht drauf.
Das ist sonderbar,
Nicht wahr?
Doch der Page zählte erst sechzehn Jahr,
Und die Königin ging die fünfzig an.
Da begreift man!

Königin Anna dankte mit süßem Blick
Und seufzte tief, — sie war recht dick —
Auch dachte sie an ein zierlich Gedicht . . .
Der blonde Page seufzte nicht.

Königin Anna sagte: „Du kühnes Kind,
Sag, weißt du, wie das Lied beginnt,
Das Lied, wo der Page die Königin minnt?"
Er sagte, daß er sich nicht besinnt.

Königin Annas Enkelin Irmintraut,
Wie Glocken ihr seliges Lachen klang,
Königin Annas Enkelin Irmintraut
War fünfzehn Jahr und elfenschlank.
Und wenn der blonde Page sie sah,
Wußte er nimmer, wie ihm geschah.
Eines Sommerabends, so schön war's nie,
Sang er träumend gar süße Melodie,
Sang, wie der Page die Königin minnt.
Aus dem Fenster lauschte ein lächelndes Kind,
Und als er ersehn schön Irmintraut,
Sang er vor hellem Jubel laut.
Und der Abendwind, der Abendwind,
Der trug das Lied zu der Königin,
Da ward ihr so seltsam weich zu Sinn.

Tags drauf, als sie ein Band verlor,
Traf ein tiefer, tiefer Seufzer ihr Ohr,
Und das Band gab der Page ihr nicht zurück,
Er steckte es fort mit verträumtem Blick.
Das ist sonderbar,
Nicht wahr?
Doch der Page zählte schon sechzehn Jahr,
Und Irmintraut ging die fünfzehn an.
Da begreift man!

Das Gebet.

Heil'ge Madonna, ich liebe ihn!
Heil'ge Madonna, im Garten ziehn
Betäubende Düfte vom Jasmin
Und machen mich trunken, trunken!

Heilige Mutter, an jenem Tag,
Als er vor mir auf den Knieen lag,
Verlor ich, an jenem glücklichsten Tag,
Meiner Seelen Seligkeit?

Auch du bist ein Weib, Gott verzeih die Sünd'!
Auch dich, auch dich küßte ein Mann.
Und ist es denn Sünde, so sei es Sünd';
Sieh mich nicht so strafend an.

Maria, Maria, die Stunden fliehn,
Und die Jugend verwelkt wie der Rosmarin.
Laß mich zu meinem Herzliebsten ziehn,
Noch bin ich jung und voll Sehnen.

Ich bin keine Nonne, ich bin ein Weib,
Und er sagte — ihm sei zu eigen mein Leib,
Und er sagte: „Süßeste Fraue, bleib,
Bleib bei mir, du meine Madonna!"

Das Leid der blonden Königin.

Die Hand der blonden Königin
Kost ihres Pagen Haupt:
„Mein Liebling, wie ich traurig bin,
Daß man auch dich mir raubt."

Der gertenschlanke Knabe bebt
Bei ihrem leisen Wort:
„Frau Königin, so gebt, ach gebt
Mich doch von euch nicht fort!"

Die blonde junge Königin
Sieht ihn voll Wehmut an.
„Vielholdeste Frau Königin,
Sagt, ob ich bleiben kann?"

„Du warst mein reinstes Herzensglück,
Mein Kind — geliebter Sohn.
Du zogst zum Leben mich zurück
Aus fratzenhaftem Hohn.

„Was ich jetzt sage, nimm es hin
Als meiner Liebe Pfand,
Das Leiden deiner Königin,
Dir sei es heut genannt.

„Behalte eins im Herzen still
Als wahren Adels Ruhm:
Ein echter Ritter liebt und will
Die Frau als Heiligtum!

„Mir wurde dieser schönste Bund
Heiligster Liebe nicht,
Mir blühte auch kein Kindermund,
Der zärtlich ‚Mutter‘ spricht.

„Wer je mich sah, mit Leidenschaft
Hat er nach mir begehrt.
Fühlst du jetzt, was die reine Kraft
Mir deiner Liebe wert?

„Was ich ersehnt, du gabst es mir,
Mein Kind, geliebter Sohn!
Mein Herzvertrauen nimm dafür
Als einz'gen Edellohn.

„Du mußt jetzt gehn. Man glaubt auch dich
Von wilder Glut erfaßt,
Geh, und errette dich für mich,
Die du gerettet hast.

„Leb wohl!" — — Der dunkle Page sinkt
Verwirrt vor ihr ins Kniee. . .
Und dann . . . Von heißen Lippen klingt
Es flehend: „Leonie!"

Sein Blick wird kühn, und Liebesglut
Loht fessellos darin . . .
„Auch du? — Mein Gott — wie weh das tut“ . . .
Aufweint die Königin.

Eine Königin war gestorben . . . .

Eine Königin war gestorben
Und lag im schwarz verhängten Saal,
Rosen, schon halb verdorben,
Schmückten den trauerprunkenden Saal.
Arme junge Königin.

Falter an Blumen nippen
Und sterben dann hin so bald, ach bald.
Königin, deine Lippen
Küßte auch der Tod dir blaß und kalt.
Arme junge Königin.

Du hast keine Blumen gebrochen,
Deine Hände sind traurig und ohne Glück,
Du hast das Wort nicht gesprochen,
Und es klang dir nicht weich und zärtlich zurück.
Arme junge Königin.

Nun welken die duftarmen Rosen
Um dein schmales, sehnsuchtbefangnes Gesicht
Königin, jene Rosen
Deiner scheuen Liebe sind es nicht.
Arme junge Königin.

Regentropfen.

An Frau Hertjes Fenster klopfen
Eintönige Herbstregentropfen.
Grau ist das hohe Burggemach,
Grau ist Frau Hertje, alt und schwach.
Herbstabenddämmern kriecht herauf,
Es klopft und tropft: Wach' auf, wach' auf!

Jetzt bist du alt, einst warst du jung;
— — Wach' auf, wach' auf, Erinnerung.

Einmal, Frau Hertje, jauchztest du
Und sahst dem fliegenden Goldball zu.
Damals warst du ein sorgloses Kind.

Einmal, Frau Hertje, lachtest du laut,
Und wolltest nicht werden seine Braut:
Da ging er, du törichtes Mädchen.

Einmal, Frau Hertje, wurdest du rot,
Als er zum Willkomm die Hand dir bot,
Heimgekehrt aus fremden Landen.

Einmal, Frau Hertje, schwiegst du fein still
Und nur deine Augen sagten: Ich will.
Da wurdest du selig sein Eigen,

Einmal, Frau Hertje, lächeltest du,
Als man dir reichte den Säugling zu,
Das erste deiner Kinder.

Einmal, Frau Hertje, weintest du sehr,
Da nasse Erdschollen dumpf und schwer
Auf den Sarg deines Sohnes fielen.

Einmal, Frau Hertje, verdammtest du wild,
Weil eures Wappens stolzes Schild
Geopfert die liebende Tochter.

Einmal, Frau Hertje, vergaßest du lind
Den Adelsstolz, als dein Enkelkind
Dir brachte die flehende Tochter.

Einmal nur, Frau Hertje, verzweifeltest du,
Als starr in eisiger Todesruh
Vor dir lag der Lebensgefährte.

Verrauscht das Glück, vorbei die Mühn,
Dein Lebenslicht ist am Verglühn.
Jetzt bist du alt, — einst warst du jung.
— — Schlaf ein, schlaf ein, Erinnerung.

Wie Markgraf Hans von Schwedt seine Bauern frei machen wollte.

Es war der Markgraf Hans von Schwedt
(Wie's manchem andern auch ergeht)
Nicht halb so schlecht und so verschlagen,
Wie viele kluge Leute sagen.
Gewiß, er war ein wenig wild,
Und auch durchaus kein zierlich Bild
Von Politesse und Galantrie,
Er trieb auch keine Poesie.

Krautjunker war er gut und gern,
Und keiner von den schlimmen Herrn.
Er trank zwar ordentlich und jagte,
Doch niemand von den Bauern klagte.

Nur waren seine Späße meist,
Was man so — derb und unfein heißt,
Und was ich jetzt erzählen will,
Ist auch nicht grade vornehm-still.

Na also: Einst ließ Markgraf Hans
All seine Bauern (wohl nicht ganz,
Doch beinah hundert) zu sich kommen
Und sprach: „Zu eurem Nutz und Frommen
Hab' ich euch heute herbestellt.
Kommt jetzt mit mir aufs Roggenfeld,
Wer dort sein eigen Weib erkannt,
Wird freier Herr von Hof und Land!"

Er führte sie zu einem großen
Strohhaufen, rund um den mit bloßen,
Rückwärt'gen Teilen Weibsen so
Sich lehnten, daß ihr Kopf im Stroh
Versteckt war . . . Ach, mich packt ein Grauen,
Wie schamlos, hundert nackte Frauen!
Nun, wenigstens nur halb zum Glück,
Sonst wär's auch ein zu starkes Stück!

„Jetzt zeige, wer sein Weib erkannt!"
Und jeder suchte wie verrannt,

Zuletzt stand alles da wie dumm,
Nur einer ging noch langsam 'rum
Und grinste mit bedächt'ger Miene:
Ganz sicher fand er seine Trine.

Er wußte nicht, ob sie wohl braun,
Ob weiß, doch daß er sie verhau'n,
Heut früh verhau'n, das wußte er,
Drum war das Finden nicht so schwer.
Er hatte sich nicht oft vergriffen
Und heute auch fast nur gekniffen,
Und bloß aus Liebe, doch ihr Teil
Trug sicher noch das Mal zum Heil.

Und richtig! Dort die Dralle, Nette,
(Wenn er nun nicht gekniffen hätte!)
Die trug den Fleck, das war die Trine;
Und dröhnend schrie er: „Herr, dat's mine!"

Der Markgraf lachte: „Du allein
Kannst mir zum Freisaß tauglich sein.
Wer nicht sein eigen Weibsen find't,
Ist für die Freiheit auch zu blind.
Der Bauer schätzt, so scheint's, das Licht,
Wie stets, auch bei der Liebe nicht!"

Graf Schlachcic und Fürst Sapieha.

Graf Schlachcic war beim Sapieha zum Mahl.
„Dein Wohl, Sapieha, mit vollem Pokal!“
„Dein Wohl, Bruder Schlachcic!“

„Bruder Schlachcic, mein Viergespann ist kein
Dreck,
Doch ebenso edel scheint mir dein Scheck,
Ich kaufe ihn, Schlachcic!“

„Mein Scheck, Sapieha, wird sicher nicht dein,
Trotz all deinem feurigen Ungarwein,
Ich sage es, Schlachcic!“

Fürst Sapieha lachte leise und kalt:
„Nun, wenn du nicht willst, so behalt' ihn, behalt'
Den Schecken, Freund Schlachcic!“

Spät ritt Graf Schlachcic fort von Koschmin
Und kam heim, als die Morgensonne schien,
Da sah Graf Schlachcic . . . .

Verstümmelt sah er zu blutigem Stumpf
Seines Schecken Schweif. Da brüllte dumpf
Und rachgierig Schlachcic.

Nach Wochen fuhr Fürst Sapieha daher
Und tat so, als wüßte er gar nichts mehr,
Und trank bei Pan Schlachcic.

„Psiakrew, du bist doch ein gutmüt'ges Huhn,
Da muß man dir schon was zuliebe tun!
Dein Wohl, Bruder Schlachcic!"

Spät stand man auf der Schloßrampe dann,
Und davor hielt Sapiehas Viergespann.
Es lachte Graf Schlachcic.

Und alle vier Gäule grinsten mit,
Als Fürst Sapieha sie bleich umschritt.
„Verdammter Hund, Schlachcic!

„Wer schnitt meinen Pferden die Lippen weg?"
Schrie Fürst Sapieha. „Die Schuld trägt mein Scheck,"
Sprach lächelnd Graf Schlachcic.

„Deine Gäule grinsen so ungeniert,
Weil sie mein schwanzloser Scheck amüsiert,"
Hohnlachte Graf Schlachcic.

Fluchend jagte Sapieha zurück nach Koschmin
Und kam heim, als die Morgensonne schien,
Vom Mahl bei Pan Schlachcic.

König Friedrich der Große und die Fürstin Sapieha.

I.

Ein fieberhaftes Rot lag auf den Wangen
Der hagern Polenfürstin, und sie lachte
Trotz ihrer Lässigkeit doch leicht befangen,
Wenn der verhaßte König Scherze machte.

Der große Friedrich plauderte gelassen,
Und seine klaren Augen forschten hin
Und wieder spöttisch in dem sonst so blassen,
Merkwürdigen Gesicht der Gegnerin.

„Le voyage, princesse, est fatiguant."
Sie schwieg. Da sprach er weiter, sehr galant:
„Ah, mais ici, il est très beau, vraiment!"
Ihn amüsierte dieser Widerstand.

Als er dann später in die Kutsche stieg,
Der schmale, alte Herr, empfand sie, daß
In seinen Blicken Hoheit war und Sieg,
Und heißer wurde ihr verhaltner Haß.

Erregt verfolgte sie des Königs Wagen,
Der unter den Kastanien links vom See
Fortrollte. Ah, sie hörte ihn noch sagen,
Den ‚petit roi', er liebe die Allee.

Und lange stand sie noch auf der Terrasse
Und starrte auf den Weg, wo feine, blasse
Kastanienblüten fielen und die Spur
Verdeckten, die des Königs Wagen fuhr.

II.

Nicht lange vor der ersten Teilung Polens
Kam König Friedrich wieder auf der Fahrt
Nach Preußen zu der Fürstin. Nolens volens
Ertrug sie seine neue Gegenwart.

Sie reichte Tee. Und er, ganz ausnahmsweise,
Sprach Deutsch. „Ihr habt, wie mir die Leute
Zum Angedenken meiner letzten Reise [sagen,
Die Gutsallee vollkommen abgeschlagen?

„Merci beaucoup, princesse, so hat mich schier
Kein Frauenzimmer noch geehrt wie Ihr!
Ihr schlugt die Bäume ab, damit im Land
Kein andrer sich nach mir dran freut! Charmant!"

Er lächelte: sie war doch gar zu närrisch!
Und dieses Lächeln feiner Ironie,
Das seinen strengen Zügen Charme verlieh,
Es machte seine Augen doppelt herrisch.

Die Fürstin schwieg und sah in dumpfem Hassen
Den einzigen verschonten Baum, wo sie
Mal früher einen hatte hängen lassen. —
Ach — leider war es nicht ihr vis à vis.

Als dann der König in die Kutsche stieg,
Sah sie in seinem Blick den alten Sieg.

Und wieder fuhr sein Wagen am jetzt kahlen,
Baumlosen Ufer links vom See entlang,
Und wieder kam aus dem jetzt fröstelnd fahlen
Gelände Räderrollen und verklang.

Das alte Bild.

Das blasse Bild mit seinem schmalen Rahmen
Und seinem angehauchten, hellen Rot
Auf den Gesichtern, die nun lange tot,
Es hängt verlassen und trägt keine Namen.

Wer ist die Schlanke (hinter den zwei Damen)
Im malvenfarbnen Reifrock à la mode?
Sie lächelt matt. Klagt irgendeine Not
Aus ihrem rätselhaften Blick? Es kamen

Vielleicht der andern Hände kühl und fest
Und raubten ihr ein Glück zum Zeitvertändeln,
Woran sie selbst ihr armes Herz gepreßt.

Und jene Jugendlichste? Von den Händeln
Der andern ahnt sie nichts, doch scheint der Rest
Von Kindlichkeit neugierig anzubändeln.

Abschied. 1805.

Gelbe Blätter fallen raschelnd
Von den alten Linden nieder,
Gelbe Räder mahlen langsam
Durch die breite Gutsallee.

Schwere, große Regenwolken
Hängen ihre grauen Schleier
In die kahlen, schwarzen Kronen,
Auf das Dach der alten Kutsche.

Immer matter dringt der schwache
Schimmer von den gelben Türen
Durch das Dämmern in den nassen,
Fröstelnd leeren Park des Gutes.

An der morschen Freundschaftsurne,
Wo die Linden der Allee sich
In den weiten Park verlieren,
Lehnt ein schmales blasses Mädchen.

Gelbe Blätter fallen raschelnd
Von den alten Linden nieder,
In den dichten Regenschleiern
Schwand schon längst die gelbe Kutsche.

Als er sie wiedersah . . . . 1820.

In eines warmen Frühjahrs Fliederdüften
Lag die Terrasse. Und er saß mit andern
Rings um die Hausfrau. Über ihrer Hüften
Schlankheit ließ er die müden Blicke wandern.
Schwergrüne Falten flossen an ihr nieder,
Nicht mehr wie einst ein griechisch-leichtes Kleid.
Es fragte seine Eitelkeit ihn wieder
Und immer wieder: denkt sie noch der Zeit?

Er folgte ihrem anmutsvollen Plaudern
Und fand ihr Antlitz frauenhaft und weich,
Er sah der Hände träumerisches Zaudern
Beim L'hombrespiel und fand sie schmal und bleich.
„Ich Tor, wie konnte ich dies Weib verlassen!"
Fast fing er an, sich für die Tat zu hassen.

Sie lachte. Und ihm rieselte dies Lachen
Aufregend durch das Blut. Wie schön sie war!
Er fühlte alte Gluten sich entfachen,
Und kam sich vor wie ein betrogner Narr.

„Der Mann ist treulos, Freund! Sie glauben's nicht?
Ich weiß es besser! — Ah, wie ist's heut schwül!" ...
Spottlächeln huschte über ihr Gesicht,
Nur ihre Augen blieben ernst und kühl.

Sophie Schwerin.

Ein goldner Sommertag dein wehvoll Leben;
Und durch die weiten Ährenfelder geht
Im frühen Abend hin ein seltsam Beben,
Als ob ein Todeshauch darüber weht . . . .

Du standest leicht geneigt in junger Süße
An eures reifen Ährenfeldes Saum,
Kornblumen blühten hold um deine Füße,
Du sahst wohl ihre stille Schönheit kaum.

Mit reinen, glückdurchstrahlten Kinderblicken,
Die doch der tiefsten Weibesliebe voll,
Schmiegtest du dich in heiligstem Entzücken
An des geliebten Mannes Arm, es schwoll
Dein Herz in einem Wunsch: ihn zu beglücken.

Und durch das Land hin ging ein leises Singen:
Er neigte sich zu deinen Lippen hin,
Und all sein Sehnen schien in dich zu dringen,
Und all dein Lieben strömte zu ihm hin.

Und durch das Land hin ging ein leichter Schatten:
Im kühlen Hauch erschauerten die Ähren,
Und die dich eben noch umschlungen hatten,
Den Armen schien ein düstrer Zwang zu wehren.

Du sahst ihn noch, er suchte zu verweilen,
Noch einmal sahst du den geliebten Mann,
Doch du vermochtest nicht ihm nachzueilen,
Du standest wie in einem dumpfen Bann.

So schwand er deinen Blicken, und die Schatten
Legten sich schwer und dunkel auf das Feld,
Du aber starrtest lang mit sehnsuchtsmatten,
Weinenden Augen in die öde Welt.

Wie warst du einsam doch, du Arme, Süße,
Den ungeküßten Kuß auf weichem Mund,
Und wie war deine Seele, Arme, Süße,
Vom Sehnen nach erahnter Einheit wund!
Kornblumen welkten fahl um deine Füße.

Schubert-Tanz.

Zierliche Töne aus dem Nebenzimmer, ...
Im langen Saal gedämpfter Kerzenglanz,
Und steife Stühle längs den kahlen Wänden,
Bauschige Röcke, leicht von Mädchenhänden
Gerafft zum langsam-feinen Reigentanz.

Ernsthaftes, zartes Zueinanderneigen, ...
Hellblaue Bänder, runder Knospenkranz —
Und all die frohen, jungen Augen zeigen
Doch mehr in dem gemeßnen Ringelreigen
Als Freude nur, als Freude nur am Tanz.

Ein zärtliches, doch keusch verhaltnes Sehnen
Gibt allen Augen diesen weichen Glanz.
Und auf und ab . . . . Die steifen Stühle lehnen
Hochmütig an der kahlen Wand und wähnen,
Sie seien viel, viel schöner als der Tanz.

Chopin-Walzer.

Von Rosen und Jasmin ein Duftgemisch
Strömt aus dem dunklen Garten durch die breiten,
Weitoffnen Fensterflügel. Träumerisch
Und unbewußt des stillen Spieles gleiten
Zwei Hände von der weißen Fensterbank
Und pflücken Ranken ab vom wilden Weine.
Vornehme Frauenhände, kühl und schlank,
Und blondes Frauenhaar im Kerzenscheine.

Sehnsücht'ge Töne zögern aus dem Saal
Und tropfen durch die Blätter traumverloren.
Auf vollen Schultern bebt ein feiner Shawl,
Und leise haucht ein schmaler Mund: „Wir Toren!

„Spielt lustig, Meister! Jenes Klirren spielt
Von meines Rappen goldgezierten Trensen.
Denkt, wie ich gestern Euer Sektglas hielt —
Denkt jenes Tags . . . fern dengelten die Sensen."

Und wilde Rhythmen rauschen durch den Saal
Und brechen ab. Im Kies verklingen Schritte.
Es ist, als ob ein Seufzen tiefer Qual
Verhalten durch die große Stille glitte.

Landschaften und Stimmungen



An Ostpreußen.

Ich bin sehr jung schon von dir fortgegangen,
Doch meines Wesens innre Kräfte zwangen
Mich immer wieder sehnsuchtsvoll zurück
Zu dir, mein Land, das von mir selbst ein Stück.
Was ich als Kind nur unbewußt empfunden:
Den Blütenschimmer morgenfrischer Stunden
Und jenes ganz verlassne Traurigsein
Schmerzlichster Sehnsucht, unverstandner Pein,
Es wird in der Erinnerung mir klarer
Und im bewußten Schauen daseinswahrer.
Vielleicht verweht dadurch der Reiz des Bangens
Und jenes unbewußten Hinverlangens
Zu einem Wesen, das man niemals nennt,
Und das man in der Liebe dann erkennt.
Du aber stehst im Reiz des ersten Sehens
Im Zauber jenes scheuen Nichtverstehens
Vor mir. Und wenn ich andre Lande sah:
Mit mir verwachsen, bist nur du mir nah!

Osterhasen.

Ein fürwitzig Kätzchen am Weidenstrauch,
Und die Sonne um Mittag schon warm,
Auf dem Fluß die Eisschollen wandern auch,
Wie der lärmende Starenschwarm.

Ich weiß etwas Schönes! Am Haferfeld,
Just da, wo der Graben so tief,
Ist heute ein Häschen emporgeschnellt,
Das gar zu possierlich lief.

Ich legte mich flink auf die Erde hin
Und wartete lang ungesehn.
Vorsichtig im leeren Graben drin
Tat's bis zum Weidenbusch gehn.

Dort pfiff es fein zierlich auf seinem Zeh,
Und eilig erschienen noch sechs,
Das letzte trug auf dem Näschen, o weh,
Einen riesigen Farbenklex.

Und eifrig schleppten sie alle zugleich
Drei große Holzschuhe an.
Die kannte ich doch! Vor'gen Herbst am Teich
Verloren sie Karl und Johann.

Dann purzelte lustig aus ihrem Loch
Eine graue, zierliche Maus,
Und viele, so viele kamen noch,
Die schleppten Eier heraus.

Und Hasenpfötchen hinein in die Schuh,
Und rot, grün und blau, eins, zwei, drei,
Bepinselten sie immerzu, ohne Ruh
Die Eier und saßen dabei
Gar ernst auf den Hinterbeinen am Strauch,
Und denkt euch mein Staunen: sie sprachen auch.

Sie sagten, daß jetzt die Sonne schon warm,
Und daß gestern der erste Starenschwarm
Schon über die Wiese gezogen ist,
Und wie man der Schonzeit gewogen ist,
Und daß von den Farben bliebe ein Rest
Für das übernächste Osterfest.

Wandervögel.

Geheimnisvolle Vögel, unverwandt
Schwebt ihr mit euren stolzgespannten Schwingen
Über dem scheu ergrünten, flachen Land.

Hoch über südlich-blauen Meeren hingen
Eures Verweilens weitgezogne Kreise,
Und ferne Lieder hörtet ihr verklingen.

Vielleicht war Sehnsucht in der süßen Weise,
Die aus den weißen Tempeln aufwärts drang
Und eure Flügel streifte, leicht und leise.

Was war es, das euch wieder vorwärts zwang?
Wild drohten euch vereiste Felsenmauern,
Verflattert fiel so mancher, todeskrank.

Doch ihr zogt weiter, kühl und ohne Trauern.
An grauen Seen saht ihr grauen Sand,
Und endlich fandet ihr in Frühlingsschauern

Dies schwer ersehnte, scheu ergrünte Land.

Die Birke.

Unter kahlen, braunknospigen Bäumen,
Im Licht eines Vorfrühlingshimmels
Geht langsamen Schrittes der alte
Gärtner mit seinem Spaten.

Knirschend bohrt sich sein Eisen
Vor einer zartästigen Birke
In die schwarze Erde hinein.
Da brodelt es leis in der Spalte,
Und gelblicher Schaum füllt die Höhlung
Und rieselt über den Rand.

„Hei, Birkenblut! Laß es mich trinken!"
Jubelt ein schlanker Junge.
„Sie blutet, o hilf, sie wird sterben!
Im Frühling verflutet ihr Leben,
Noch ehe sie grünte und blühte.
O hilf doch, sie ist noch so jung!"
Flüstert ein zärtliches Mädchen
Mit Tränen zum Gärtner empor.

„Ich wollte sie nicht verletzen;
Ich grub, um den Rasen zu lockern,
Da traf ich die untiefen Wurzeln.

Und geht sie ein an der Wunde:
Hier sind doch noch andere Bäume!
Der Rasen will auch sein Recht."

„Hei Birkenblut!" Laut jauchzt der Junge.
„Sie wird nicht mehr grünen und blühen" . . .
Flüstert das zärtliche Mädchen.
Aus der kühlen, keimschweren Erde
Sickert der süße Saft.

Ein letzter Strahl der späten Sonne hing . .

Ein letzter Strahl der späten Sonne hing
Sich in die schwarzen Kronen der noch kahlen
Kastanien und verzitterte am schmalen
Mattgoldnen Reif von ihrem Schlangenring.

Und dieses Licht, das sich darin verfing,
Blieb in den traurig schimmernden Opalen
Und in dem Schein, der durch die abendfahlen
Dunstwolken des erloschnen Himmels ging.

Zu früh ergrünte Sträucher streckten frierend
Die feinen Zweige in das tote Grau.
Noch einmal in das eis'ge Dämmern stierend,

Schloß sich der Krokuskelche duft'ges Blau.
Durch ihre Abendfurcht schwang mitvibrierend
Die Angst der müden, hoffnungsschweren Frau.

Am Kloster von Stralsund.

Ein alter Torweg. Und dahinter stehen
Spitzgieblig, zierlich und ein bißchen schüchtern
Sehr viele, kleine Häuser beieinander.
Rechts läuft die graue Wand des alten Klosters,
Und weiter unten schließt die Festungsmauer
Den stillen Winkel ab, von jenseits her
Klingt wohlig glucksend leises Wasserplätschern.

Diesseits im Hofe blühen Leberblümchen
Und Krokus unterm hellen Osterhimmel,
Und hinter jedem Fenster stehen Töpfe
Mit Hyazinthen. Und an jeder Türe
Hängt eine Schiefertafel und ein Griffel
Beim Namensschild. An manchem Fenster sitzt

Auch häkelnd oder strickend eins der alten
Stiftsdämchen.

Abseits von den andern Häusern
Liegt noch eins da. Das hat zwei kleine Fenster
Und eine schmale Tür. Ein Namensschild
Nur hängt daran. Zierlich gekritzelt trägt
Das Täfelchen daneben ein „Zu Hause" . . .
Strohblumenkissen liegen an den Scheiben,
Und eine Garde bunter Blumentöpfe
Verplaudert ihre Zeit mit einem dicken
Kanarienvogel, der mit seiner Stimme
Laut prahlend auf dem Nähtisch hin und her
hüpft.

Hier träumt die Zeit in osterkühler Stille . . .
Und freundlich sieht der helle graue Himmel
Auf das halblächelnde, entsagungsvolle,
Lavendelduftende Altfrauenheim.

Bahnfahrt.

Eine Melodie eintönig stoßend
Hastet unser Zug, einander fremde
Menschen mit sich tragend, durch das Land.
Wie verblaßte Märchenbilder schimmern
Blaue Seen vor braunen Hügelketten,
Und ein helles Frühlingssonnenflimmern
Liegt darüber. Aber kaum erkannt,
Schwinden sie dem Blick, und leises Sehnen
Hält die Sinne träumerisch umspannt.

Weiter rast der Zug. Die Mittagssonne
Spielt am Waldsaum um zwei junge Birken,
Die mit hellgefärbten Zweigen winken.
Unter ihnen blühen gelbe Büschel
Frühlingsblumen, die den blauen Himmel
Mit versonnten, offnen Kelchen trinken.

Weiter . . . Farben, schemenhafte Formen,
Die das müde Auge kaum erfaßt . . .
Weiter. — Endlos dröhnt das Lied der Schienen.
Dann ein kleines Haus, Gemüsebeete.
Ruhig schwebt der Rauch im Sonnenglast
Überm Schornstein. Die dort einsam wohnen,
Sind sie glücklich?

‚Glücklich', dröhnt das Eisenlied der Schienen,
„Glücklich ... denn wir wissen nichts von ihnen."

Weiter ... Zwischen grünen Buchenstämmen
Liegt ein heller Teppich Anemonen ...
Noch ein Waldesschatten, und dann gleiten
Breite Gräben hin an beiden Seiten,
Starr von winterdürrem Schilf umhegt.

Ratternd stößt der Zug, und endlos lange
Stunden martern den gebundnen Körper,
Und ein Ekel, überdrüssig, bange,
Senkt sich mit der frühverglühten Sonne
Stumpf herab, und müde klopft das Herz.

Auf dem schmutzigroten Abendhimmel
Bauen Wolken düstre, blaue Häuser,
Träume liegen dort in dumpfem Bann.
Morgenträume voller Sonnenfunken
Sind im fahlen Abendblut ertrunken,
Aus verwehten Kiefern starrt die Furcht.

Weiter stampft der Zug, die Funken fliegen.
Westwärts hängen grausam-gelbe Streifen
Sich zerfetzt an kahlgeköpfte Weiden,
Und die kalten Nordseenebel schleifen
Graue, dichte Tücher durch die Wiesen.

Weiter . . . Dickverrußte Schornsteinreihen
Recken wie erstarrtes Drohungsschreien
Sich zum dunstverhüllten Himmel auf,
Und durch die verschmutzten Bretterlauben
Hetzt der Zug. Ein letztes, langes Schnauben. —
. . . . Großstadttrubel braust um den Koloß.

Dithmarschen.

Flach und weit das baumarme Land,
Flach und weit der grüne Strand,
Tiefhängende Wolken darüber her,
Grau wie das lauernde Wattenmeer.

Einzelne Höfe im Nebel versteckt,
Die Dächer mit braunem Stroh gedeckt
Und die hohen Giebel emporgereckt,
So ragen sie steil und unbewegt;
Ob der Sturm sich wild in den Schornstein legt,
Ob die Sommernacht flüsternd durchs Kornfeld
streicht,
Ob der Regen das schwere Land durchweicht,
Meist düster und ernst, nur selten versonnt.

Und die Menschen sind starr und wortearm
Und nur in seltenen Stunden warm.
Im Marschwind gewachsen, den Sturm gewöhnt,
Und das Brüllen der See, die vorm Deiche höhnt,
Beherrschen sie frei das ererbte Land,
Das ihr Geschlecht dem Meer entwandt.
Stolz im Zeichen der Wunden, die nie verharschen,
Aus dem zähen Kampf um die fruchtschweren
Marschen.

Vor einem Garten.

Geöffnet steht die weiße Gitterpforte
Zu den noch regennassen, langen Wegen,
Und aus dem grünen Dämmern dringen Worte

Und schweres Blumenduften mir entgegen.
Vielleicht stehn Rosen in dem stillen Garten,
Die Kelche voll vom abendlichen Regen.

Es liegt ein heimlich sehnendes Erwarten
In dieser offnen, weißen Gitterpforte,
Im feuchten Dufthauch und in jenem zarten,

Tropfenden Tonfall ferngesprochner Worte.

Birkhahnbalz in der Lüneburger Heide.

Die hellen Birken stehen frisch und üppig
Im jungen Laub, harziges Duften strömt
Der abendfeuchte Bauernwald auf das
Im weichen Licht tiefgrüne Kleefeld aus.
Am Weg, der durch die dunkle Heide gelbe
Sandstreifen zieht, äst angstvoll-schnell ein Reh,
Mit seinen Lauschern in den Abend horchend.
Im dürren Tannensitz ziehn Mücken sirrend
Um uns, und halb verregnet brummelt eine
Verdroßne Fliege durch die braunen Nadeln.
Verlor'ne, große Regentropfen fallen
Vom hellen, weichverhängten Junihimmel
Mit leisen Rhythmen auf den hohen Klee.

Dann steigt ein neuer Ton empor und schwingt sich
Aus dem bewegungslosen Birkenwalde.
Ein Birkhahnruf: leis kollernd, manchmal glucksend,
Und sehr melodisch klingt er durch das Tropfen,
Fernhin im Süden taucht die Antwort auf.

Dazwischen schreit ein Habicht, kläglich wie
Ein krankes Kind. — Die Birken duften schwerer,
Die Mücken sirren, und von neuem tönt
Der Balzruf. Lockend, ein klein wenig töricht,
Ein bißchen zu verliebt, manchmal bedauernd ...

Und noch verträumter wird das grüne Dämmern,
Und immer inbrunstvoller klingt das Balzen . . .
Ostwärts flammt lautlos blaues Wetterleuchten
Mystische Feuer in die Liebesnacht.

Eremitage bei Bayreuth.

Perrückensträucher und verschwieg'ne Gänge,
Und lange, grünverwachsene Alleen,
Einsiedlerklausen mit verliebter Enge,
Die träumend unter alten Buchen stehn.
Ein Venustempel — künstliche Ruinen,
Und ein Theater, wie für Heroinen
Sieghafter Schönheit in das Grün gestellt.
Und Wasserkünste, die vor langer Zeit
Um amoureuse, junge Nymphen spülten
Und ihre zärtlich-weißen Glieder kühlten:
O du vertändelte, verliebte Welt,
Verschwärmte, töricht-holde Seligkeit! . . .

Vor langer Zeit. — Leis plätschern die Fontänen,
Eintön'ge Glöckchen klingen durch die Nacht,
An schlanken Säulen schöne Frauen lehnen,
Und durch den Park bebt ein verhaltnes Sehnen,
Das alles Tändeln noch verliebter macht.

Und endlich langes, warm verhängtes Schweigen,
Der volle Mond beginnt heraufzusteigen . . .
Nur einmal noch durchbricht ein Laut die Hülle
Der blauen Nacht, ein Laut voll weicher Fülle,
Von einer Frau, die leise lockend lacht.

Vorsommer.

Der Shawl ist von den schmalen Knien geglitten
Und schmiegt sich um die matten Goldsandalen,
Die noch bei keinen wilden Zweifelsqualen
Zerschlissen sind von unruhvollen Schritten.

Frührosen, die noch keinen Sturm gelitten,
Stehn in den schönen, hellkristallnen Schalen
Und schimmern wieder aus den hohen, schmalen
Wandspiegeln, wie in Edelstein geschnitten.

Vom Garten kommt ein abendkühles Hauchen
Und legt sich spielend um die traumesblassen
Schläfen des Mädchens, die ins Dämmern tauchen.

Und willig jenem Windhauch überlassen
Trinkt es den Ruch von fernen Hüttenrauchen
Und glaubt, des Lebens Sinn im Glück zu fassen.

Märchenblumen.

Das Schilfrohr rauscht, und Käfer taumeln auf,
Die wir dem Sonnentraum entrissen haben.
Sie schießen in die blaue Luft hinauf,
Edelsteinsprühen überm Festungsgraben.
Glanzsonnenzauber . . Goldne Stille liegt
Auf dem vergrünten Wasser; hell umglissen
Senkt sich hinein die alte Festungsmauer.
Seerosen leuchten, in das Grün geschmiegt
Wie in ein kühles, weichgeschwelltes Kissen,
Und über ihnen rieseln Sonnenschauer
Durch schwanke Stiele zarter, hoher Blumen.

Rosige Blütenbüschel, sonnentrunken,
Verträumt umschließen sie die Käferfunken,
Die aus der Luft in ihre Kelche sinken
Und Sonnenlieder summend Sonne trinken.

Libellen, Märchenblumen, Mittagsruh:
Auf moos'ger Mauer goldner, goldner Schuh,
Und blaue Augen, ährengelbes Haar
Und Sonnenschlaf wohl viele hundert Jahr . . .
. . . Glanzsonnenzauber — Märchenmittagsruh:
Froschkönig schaut dem Menschenfräulein zu,
Ein goldner Ball sinkt in die grüne Flut —
Verträumte Tränen — Sommermittagsglut.

Eine kleine Abendgeschichte.

„Glühwürmchen, komm, leuchte mir,“
Fleht das Glockenelfchen.
„Sieh, es ist so dunkel hier,
Und mir bricht's das Herze schier,
Wenn ich ihn nicht sehe!“

Zitternd steht das Elfchen da:
„Horch, kommt dort nicht der Papa?
Ach, wenn der mich findet!
Lösche schnell dein Lichtchen aus,
Sieht er mich, muß ich nach Haus,
Und er harrt vergebens.“

Angstvoll in das Gras gedrückt
Lauschen die zwei Kleinen.
Kommt der Vater angerückt,
Hat sein Glockenschwert gezückt,
Tappst verstimmt vorüber.

Und die beiden huschen sacht
Fort im nassen Grase,
Elfchen übermütig lacht:
„Glühwürmchen, hast's gut gemacht,
Will dich auch belohnen!“

Herzhaft küßt der Tunichtgut
Den getreuen Kleinen.
Ach, da klopft des Ärmsten Blut,
Und sein Herzchen wehe tut,
Als das Elfchen dann geruht,
Herrn Mohnprinz zu beglücken.

Herrn Lehrers Rosen.

Der goldigste Sonntagsmorgen blitzt
Auf taunassen Feldern und Wiesen,
Und ein kleiner, blanker Sonnenstrahl flitzt
Durch die Haustür auf kühle Fliesen.

Und die Tür geht auf. In den Sonnenschein,
In die bienensummende Wärme hinein,
In das farbenflimmernde Gärtchen geht
Der Herr Lehrer zu seinem Rosenbeet.
Maßliebchen und Goldlack, Päonien, Jasmin
Und Engeltiersträucher und Rosmarin:
Alles in buntester Blütenpracht. —
Und dann die Rosen! . . Über Nacht
Sind alle erblüht, und das Beet entlang
Stehn rotsamtne Blüten mit warmsüßem Hauch.

Wie aus Sommernächten ein sehnsücht'ger Klang,
Wie aus goldenem Becher ein würziger Trank,
Oder, ohne viel Worte, auch
Wie nur Rosen sind an Herrn Lehrers Strauch.

Marechal Nil Rosen.

Dicht vor dem Schloß liegt ein Rondel mit Rosen.
Es sind die adligen, fast dornenlosen,
In Schönheit schwermutsvollen Marechal Nil.
Im hellen, hohen Abendhimmel schwirrend,
Geht über sie ein zartes Mückenspiel,
Und durch die kühle Stille schwebt verwirrend
Von jenem Duft der gelben Marechal Nil,
Der herb und keusch und so berauschend ist.

Und jeden Abend, wenn die Fensterflügel
Des Schlosses weit zum Park geöffnet sind,
Und über den tiefgrünen Birkenhügel
Hinstreicht der erste leichte Abendwind,
Nur in den höchsten Ästen ein Bewegen,
Tritt zu den Rosen eine schlanke Frau.
Und jeden Abend klirren leise Bügel,
Und von den Rosen fort dem Gast entgegen
Geht weichen Schrittes jene schöne Frau,
Die herb und keusch und so berauschend ist.

Nur wenig Dornen hat die edle Rose,
Die schwermutsvoll geneigte Marechal Nil,
Doch sie sind groß, und mancher Ahnungslose
Fand Schmerzen bei dem träumerischen Spiel
Mit ihrem kühlen, feingewachsnen Stiel.

Nur wenig Worte spricht die hohe, schlanke
Und schwermutsvolle junge Edelfrau.
Von ihrer schmalen Stirne der Gedanke
Wird zu geheimnisvollem Traum im Grau,
Dem dunklen Grau der stillen, schönen Augen.

Nur eine Sehnsucht füllt ihr ganzes Wesen,
Von der sie doch zu keinem Menschen spricht,
Auch zu dem einz'gen Menschen nicht.
Und wenn er sie in ihrem Blick gelesen:
Er kennt die Schranken, die kein Wunsch durch-
bricht.

Und jeden Abend klirrt sein Silberbügel
Nach kurzer Plauderstunde, wenn vom Hügel
Die Abendschatten dunkler sich und kühl
Hinlagern über die fast dornenlosen,
Von seltsam herbem Duft durchhauchten Rosen,
Die edelschönen roses de Marechal Nil.

Weiße Rosen.

„Anspannen, Karl, der Zug geht ein Uhr zwanzig,
Vergiß die Koffer nicht vom Herrn Baron."
Hell klingt die Frauenstimme durch die Stille,
Dann wieder tief verschwiegne Einsamkeit.

Die Sonne brütet mittagssteil herab
Auf die voll aufgeblühten, blassen Rosen,
Und heißgeküßt von ihr, entblättert eine
Der schönsten Blüten. Lautlos, weiß und weich
Fällt Blatt auf Blatt zum warmen Rasen nieder.
Die Frau schließt ihre tränenschweren Lider:
Jetzt kommt er gleich zum Abschiednehmen,
— — — gleich. . . .

Stadtbild.

Zwischen hohen, vielfenstrigen Häusern
Ein winziger Rasenfleck.
Ausgedörrt von der Hitze lechzt er
Zum dunstigen Himmel empor.

Und im taulosen Schatten der Häuser
Verkümmert ein Rosenstrauch.
Verrußt und duftlos hängt eine welke,
Farblose Blüte daran.

Aus den hohen, vielfenstrigen Häusern
Starren jedweden Abend
Tagmüde Menschenaugen gierig
Den kärglichen Sommer an.

Kæmpehøj auf Møen.

Dort stehen hohe Büschel Margariten,
Und weißer Klee webt mit gedämpftem Schein
Den weichgeschwungnen Hügelabhang ein.

Verblaßte Wolken hängen traumverloren
Über der glatten See. Leicht hingehaucht
Wie eine dünne, rote Scheibe taucht
Die Sonne unter in den Nebelfloren.

Immer geheimnisvoller glänzt der Klee,
Und auf der breiten Hügelkrone hüten
Reglose Bäume alte Heldenmythen.

Sonnenuntergang auf Møen.

Ich kann das alles nicht in Worte fassen,
Und jenes seltsam-unbestimmte Sein,
Der stumme Abendweg im toten Schein
Der grellen, gelben Sonne will verblassen.

War es dies Licht, das alles Leben trank?
Der Uferwald stand schwarz und ohne Regen,
Und auf den weichen, ockerfarbnen Wegen
Verlor sich wesenlos der Schritte Klang.

Nichts hatte seine Farbe. Fremd und hart
Fiel jener Schein auf das Gelände nieder,
Das Rübenfeld gab ihn metallgrün wieder,
Und der geneigte Hafer schien erstarrt.

Die Ähren waren wie mit Gold betaut.
Mattgelbe Tropfen hingen an den Grannen,
Die feine Bahnen in die Ferne spannen,
Traumstraßen ohne einen Lebenslaut.

Und diese Straßen zog mein Geist, gebannt
Vom Wesenlosen und im Glanz ertrunken,
Und alles Leben war in mir versunken.
Ich stand erstarrt wie das erstorbne Land.

Bis jener Schein gedämpfter niederfloß,
Und violette Wolken ihn verschlangen.
Da wich der Bann, und neue Farben drangen
Ins weite Land, das sich der Nacht erschloß.

Das stille Blau des Ostens spannte sich
Anheimelnd aus und klärte alle Farben,
Und hinter den gebundnen Roggengarben
Glänzte die See, ein zartgezogner Strich.

Ich kann das alles nicht in Worte fassen . . .
— — Nach jenen Flammen, die den letzten Tag
Zum ew'gen Tod verbrennen sollten, lag
Das Land nun wieder friedlich und gelassen.

Myrten.

Schimmernd um ihre schlanken Hüften gleitet
Das fließend-weiche, weiße Seidenkleid,
Und durch den stillen Raum von Zeit zu Zeit
Knistert der Stoff, wenn sie vorüberschreitet.

Und dieser Laut, der ihren Gang geleitet,
Singt sanft zur Ruhe seiner Kämpfe Leid,
Und ist voll still-verträumter Zärtlichkeit
Wie eine Liebkosung um ihn gebreitet.

An ihrer jungen Brust der Myrtenstrauß
Bebt leis bei jedem Schritt, des Mannes Blick
Bleibt immer wieder an den Blüten hängen,

Als suchte er ein jedes Blatt daraus
Von dieses Platzes allzuholdem Glück
Mit heißer Eifersucht hinwegzudrängen.

Wildgänse auf der Alster.

Ein trüber Spätherbstabend. An die Planken
Des Landungssteges plätschert müd das Wasser,
Vom Lichtkreis der Laterne kaum erhellt,
Der zitternd auf die tote Fläche fällt. —
Wir stehen stumm. Die sehnenden Gedanken
Enttauchen zag dem dumpfen Stimmungszwang
Und suchen in der Zukunft einen Schimmer
Von Schönheit; irgendeinen feinen Klang,
Der froher macht. — Doch es will nicht gelingen.
Gebannt verfolgen wir den dunstgen Flimmer,
Der jenseits Bahnen durch das Wasser zieht.

Und dann — in diese schwere Stille klingen,
Gewaltsam sie zerreißend, schrille Schreie.
Vom grauen Himmel kommt ein Flügelschwingen,

Und große Vögel senken sich hernieder,
Vom Fluge matt, und jenes Schrein tönt wieder.
Und eine Sehnsucht klagt daraus nach weiten,
Von Seen durchglänzten, stillen Einsamkeiten,
Wo weiße Höfe hell im Mondschein liegen,
Und wo die Weggenossen kreisend fliegen.

Wildgänseschrei — wie klagevoll er klingt
Vom schmutzgen, dunstverschwommnen Wasser her,
Worein die Stadt mit trüben Augen blinkt.

Efeuranken.

Efeuranken
Umschlingen den kranken,
Breitästigen Baum.
Üppiges Grün
Auf modernder Eiche,
Am herbstlichen Teiche
Zeitlosen blühn.

Efeuranken,
Das tödliche Schwanken,

Sie fühlen es kaum.
Bis in der Nacht
Die modernde Rinde
Im rüttelnden Winde
Ächzend zerkracht.

Herbstliche Rosen.

Die flache Marmorschale trägt die schweren,
Gelblichen Rosen kühl und voller Schonen,
Und wie zu einem zärtlichen Belohnen
Schmiegt sich der Schimmer ihrer düfteleeren

Herbstlichen Schönheit an den Rand, als wären
Sie selbst aus Marmor, die auf Marmor thronen.
Verblaßte Seide mit gewirkten Kronen
Fließt lautlos, in verhaltenem Verehren

Nicht fern von ihnen nieder an der Wand.
Ein weißes Licht fällt durch die Altantüre
Ins Zimmer. Von des weiten Sees Rand

Streicht herbe Kühle her. — Es ist, als führe
Mit Flügelschwingen durch das öde Land
Der grauen Reiher Wanderaventüre.

Herbst im Moor.

Das sind die kurzen, abgeklärten Tage,
Die farblos über dem Gelände stehen,
Durch deren kühles Schweigen Töne wehen
Von einer lange ausgeklungnen Sage.

Die Moorkanäle schleichen stumm, als trage
Ihr schwarzes Wasser schaudernd das Vergehen,
Und die grotesken Mühlenflügel drehen
Sich düster wie zu einer Totenklage.

Blaßgelbe Birkenblätter treiben langsam
Auf den Kanälen durchs verblühte Moor.
Welk sind die Ebereschen längs des Gangs am

Brombeerendeich. Und doch, in sie verlor
Sich von des Sommers Weisen, süß und sangsam,
Ein kleines Lied und haucht nun müd hervor.

Kartoffelfeuer.

Durch feuchte, graue Kühle kriecht der Rauch
Leicht kräuselnd auf den kahlen Feldern hin,
Im frühen Dämmern ein verwehter Hauch,
Und dennoch träumt ein leiser Trost darin
Von Herdgeprassel in der Winterstille.

Kartoffelfeuer. — Kräftig strömt der Ruch
Von den endlos gedehnten Ackerschollen.
Fröstelnde Einsamkeit, fernab im Bruch
Nur stößt das Wasserhuhn den klagevollen,
Eintöngen Ruf heraus. — Die Nebel steigen —
Langsam verschwehlt die Glut im grauen
Schweigen.

Buschebau.

Herbstnebel rieselt nieder,
Und halbverfaulte Blätter fegt
Der Wind vom alten Flieder.
„Sieh, was sich dort am Zaun bewegt,
Marieke!"

Zwei Kinderaugen starren
Durchs Küchenfenster bang hinaus.
Die kahlen Bäume knarren
Eintönig um das stille Haus.
„Marieke!

„Gott, hör doch, ist im Flure
Nicht eben was zur Tür gehuscht?"
Sie lacht: „He dheit nech lure,
Dä Buschebau, dä dheit die nuscht,
Mien Kruschke."

Dann riegelt sie am Fenster
Die Läden, steckt die Lampe an,
Und alle Nachtgespenster
Baumeln an ihrem Strickzeug dran
Und kichern.

Vorwinter.

Die letzten Früchte schimmern matt durch kahle
Zweige, die in den blassen Himmel ragen,
Und die ein früher Frost schon sacht gestreift.
Ich will das Obst in meiner blauen Schale
Behutsam durch den öden Garten tragen,
Den schon die nächste Nacht vielleicht bereift.

Fern hinterm Brachfeld ballen eisenblaue
Schneewolken sich. Mit frosterstarrten Flügeln
Hängen sie regungslos am Himmelsrand.
Es treibt vielleicht noch diese Nacht der rauhe
Nordwind sie hinter jenen flachen Hügeln
Hervor und jagt sie übers dunkle Land.

Dann werden dichte Flocken niederfallen,
Und über die gedehnten, tiefverschneiten
Saatfelder wird ein liebes Märchen gehn.
Und Glockenklang wird durch die Stille hallen,
Wenn Schlitten über ferne Wege gleiten,
Und wird in der kristallnen Luft verwehn.

Verschneiter Weg.

Ein schwacher Lufthauch rieselt durch das Schweigen,
Und Eichenblätter rascheln im Gehege,
Durch kahle Kronen geht ein sanftes Neigen
Längs dem hochzugeschneiten, schmalen Wege.

Ein leises Surren hebt sich überm Hügel,
Und durch die eisigkalte Luft zieht träge
Ein Rabenpaar mit weitgespanntem Flügel
Nach dem hochzugeschneiten, schmalen Wege.

Mit den verträumten Tönen wird ein feiner
Und heller Zauber in der Landschaft rege . . .
Einäugig geht mit Götterhoheit einer
Auf dem hochzugeschneiten, schmalen Wege.

MOIPA

Sollte das zwingende Schicksal uns unüberwindlich umklammern,
Ewig in eisernen Ketten gefesselt uns halten und unsre
Schritte zum sinnlosen Ende des tatlosen Daseins uns lenken,
Selbst nur ein wunschloses Rad, selbst nur gezwungener Zwang?
Eines ward doch uns gegeben: der Glaube an sinnvolle Zwecke,
An ein erhöhendes Ziel und dem Menschen erstrebbares Handeln.
Eines ward doch unsre Freiheit: das göttliche Wissen des Werdens,
Unüberwindbar Geschick, hier überwand dich der Mensch!

Wer will es trennen, was aus einer Quelle
Aufströmt zu des Bewußtseins hellem Licht?
Aus des Erlebens starkbewegter Welle
Auch des Gedankens stille Klarheit bricht.
Und wieder lehrt uns doch der Geist erst sehen
Und das Erlebte schöpferisch verstehen.

An Dich.

Sie singen viel von dunklen, wehen Nächten,
Die sie mit heißen Augen durchgewacht,
Von wilden Schmerzen, die ihr Leben schwächten,
Und die sie doch erst wahrhaft reif gemacht.

Ich bin noch jung und kenne jene Qualen
Von schmerzdurchweinten Einsamkeiten nicht,
Und unter wildzerrissnen Wundenmalen
Verzerrte sich noch niemals mein Gesicht.

Zwar hab ich viel geweint, heiß und verzehrend,
Doch nicht Verlornem galt mein großes Leid,
Ich rang um zu Erhaltendes begehrend,
Und meine Tränen trocknete die Zeit.

Die Zeit und deine Hände, die mich immer
Gehütet und getröstet wie ein Kind,
Und die im Leid noch leuchten von dem Schimmer
Der seltnen Stunden, die voll Sonne sind.

Nur manchmal zuckt vom Weh des Seins ein Ahnen
Durch meinen Sinn, wie Wetterwolken glühn,
Und will an künft'ge Leiden mich gemahnen,
Seh ich des Weltenwerdens Wunden blühn.

Doch ich bin jung: machtvolles Weltenschaffen
Braust hinter allem Weltenweh für mich,
Und mögen einst auch meine Wunden klaffen —
Sie heilen wieder, denn ich habe dich!
Mit dir vereint will schaffen ich und leiden,
Und keine Macht vermag uns je zu scheiden.

Das ist mein Mut und soll zum Kampf mich stählen,
Das macht mich tiefer als verträumtes Quälen,
Das lehrt mich wissen: alles Leid ist klein,
Denn ewig wird erst die Erlösung sein.

An Frau Gräfin K.

Durchs weiße Fenster strömt der herbe Ruch
Des grünen Abends ein, und fern verrauchen
Die Wolken. Dämpfend wie ein zartes Tuch
Liegt der verrollenden Gewitter Schein
Auf dem erfrischten Land, und selig tauchen
Die jungen Rosen in die helle Kühle
Der kleeduftvollen, stillen Luft hinein.

Nichts ist geblieben von der trunknen Schwüle
Des langen Tages, als ein blasses Band
Der müden Sonne, lässig hingeschlungen
Ins weiße Gitterwerk vom Laubenrand.

Nichts ist geblieben von der trunknen Schwüle..
Und doch — durchs mattgedämpfte Zimmer bebt
Ein mittagsheißes Atmen, und ich fühle
Wie schwerer Duft betäubend mich umschwebt.
Die atemlosen Leidenschaften sprühen
Aus ihrer Stimme, und die Blumen blühen
In ihren Worten sinnbestrickend auf.
Die Lieder ließ ein fremder Himmel singen,
Und diese vollen Wunderblumen singen
Üppigen Südens Sonnenstrahlen auf.

Durchs weiße Fenster strömt der herbe Duft
Des grünen Abends ein, und kühler wird
Der Frauenstimme Klang, ein Sehnen irrt
Wehlächelnd, bang um eine ferne Gruft,
Und traumesbleiche Hände brechen blasse,
Tauschwere Blüten, und es ist als lasse
Ein seltsam starres Licht mich Weiten sehen,
Die ich noch nie geahnt.. Und dann nichts mehr,
Die Stimme schweigt, und alles schweigt umher.

Einer Frau.

Du liebst den Süden, und durch deine Stimme
Bebt jene atemschwüle Leidenschaft,
Die wie verwelkte Blumen leidet. Du
Genießt und liebst mit einer andern Kraft
Als ich, die alles einfach sehen muß.
Wenn du an deinem weißen Fenster sitzt,
Und deine blassen Hände seltsam schimmern
Im Licht von einer ungewissen Nacht,
Dann ist, was fern durch vage Wolken blitzt,
Für dich von einer andern Welt das Flimmern,
Von einer Welt, die mich erschauern macht,
Und die voll heißer Einsamkeiten ist.
Und du genießt die Schauer jener Welt,
Und wie verwelkte, weiße Blütenblätter
Durchrieseln ihre Lieder deine Nacht.

Einem Toten.

Und als du gingst, da fiel ein fahler Schimmer
Auf ihre blonden Flechten, und sie glänzen
Nun stumpf wie aus vorjähr'gen Erntekränzen
Der Roggen glänzt, verstaubt im engen Zimmer.

Und seit du fort, hellt nur der Sehnsucht Flimmer
Des Schmerzes Nacht ihr auf, und ohne Grenzen
Sieht sie dein Wesen sich im All ergänzen:
Du bist ihr einz'ger Gott, und bleibst es immer.

Sie lebte dir. Jetzt lebt ihr ewig neuer,
Trostloser Schmerz und schürt die Totenfeuer,
Die ihre Augen dir entzündet haben.

Sie liebte dich. Jetzt liebt sie unermessen
Nur noch, was sie dereinst an dir besessen,
Und ist mit dir in deinem Tod begraben.

Ich bin wie irgendeine kleine Blüte.

Ich bin wie irgendeine kleine Blüte,
Die sich an eine sonnenhelle Mauer
Vertrauend schmiegt, und der ein morgenblauer,
Lächelnder Himmel sagt, daß er sie hüte.

Des Abends, wenn die große Sonnenmythe
Zur Nacht aufbrennt, und immer kühler, grauer
Die Dämmerung sich hebt, dann schließt ein Schauer
Den kleinen Kelch, der nur dem Tage blühte.

Sie schmiegt sich nah dem dichtumrankten Fenster
Und nah der andern Blüte an den Stein,
Der noch des Tages sanfte Wärme wahrt.

Sie träumt, und sieht die schattenden Gespenster
Der Nächte nicht, und nicht den Todesschein,
Der in die einsam-offnen Kelche starrt.

Was ist das Leben?

Irgendwo ein helles,
Dem frischen Morgen offnes Fenster; weiße
Gardinen bläht ein taubenetzter Wind.
Nur nicht hineinsehn! Ein verträumtes, schnelles
Vorüberblicken, und die Schönheit bleibt
In uns. — Nicht wissen, wer die Menschen sind,
Die hinter dem versonnten Fenster weilen.
Es ist — nicht hinsehn im Vorübereilen —
Vielleicht ein lautes Weib, ein krankes Kind,
Ein lebenshungriger, verbrauchter Greis. —
Das ist das Glück: daß man davon nichts weiß.

Ein regentrüber Teich. Die schweren Tropfen
Ziehn Kreise auf dem fahlen, gelben Wasser,

Und auf die sommergrünen Blätter klopfen
Sie zartgedämpfte Trauermelodien.
Schwer neigt das Schilf sich auf den grünverhängten,
Von klaren Himmelstropfen kühl getränkten
Wahnteich der Welt, in den sich Harmonien
Voll dunkler Schönheit wundersam verlieren....

Und dann! ....

Wer wagt mit wilden Eiferhänden
Der Trauer abgrundtiefes Reich zu schänden?
Man heißt sie Menschen. Ihre bangen Augen
Sind sonnenrein, doch mit den sünd'gen Händen
Entreißen sie dem dunklen Grund des Werdens
Geheimnisse, die voll Entsetzen sind.

Will denn kein Gott die armen Augen blenden?
Wozu das fieberheiße, wehe Tun?
Geschlechter sinken hin, Geschlechter leben,
Die der Versunkenen Gebeine heben,
Und Menschengier läßt Menschenleid nicht ruhn.
Das ist das Leben, und kein Gott macht blind.

... Das ist das Leben ... oder ist es mehr,
Ist's dennoch mehr? Verlorne Sagen singen
Von Schauensmut und heiligem Vollbringen,
Und diese Sagen sind nicht hoffnungsleer.

Siehst du über dem herbstlichen Wald . . .

„Siehst du über dem herbstlichen Wald
Die dunklen Vögel sich heben?
Sie werden in blauen Nächten bald
Über anderen Landen schweben.

„So möchte ich fliegen, fernab von hier
In fremdeste Einsamkeiten,
Und über mir sollen und unter mir
Sich endlose Weiten breiten.

„Ich wollte allein in der Stille sein
Und alles, was war, vergessen,
Und daß ich voll stummer, gefesselter Pein
Im engen Gemach gesessen.

„Ich wollte, daß ein Wink meiner Hand
Millionen Leben zerstörte,
Und daß ein tobendes, wimmelndes Land
Sich zu meinen Füßen empörte.

„Ich wollte im Kampf mein Leben verglühn
Und beim letzten Ritt sie zertreten,
Die, statt in schimmernden Feldern zu blühn,
Sich ducken auf elenden Beeten!"

Die Frau verstummt. Ihr kupfernes Haar
Ist durchsprüht von den letzten Strahlen
Der herbstlichen Sonne, die sich klar
Und eisig hinter dem kahlen
Gelände senkt. Ein kaltes Rot,
Und dann ist der Abend gekommen.
Die Frau tritt vom Fenster zurück, verloht
Ist ihr Blick, und ihr Feuer verglommen.

„Was ist mein Mut? Ein Rausch und ein Spiel,
Ein Klang, in die Nacht sich verlierend.
Ich handle so wenig und träume so viel". . . .
Ihre Schultern heben sich frierend.

„Was ist mein Mut? Ein flimmernder Schmuck,
Vielleicht — um dir zu gefallen. . . .
Bleib bei mir. Ich fürchte den lastenden Druck
Der dämmerungsöden Hallen!"

Die Frau verstummt. Ihr schmales Gesicht
Neigt sich dem Manne entgegen.
Sie ist lieblich in dem farblosen Licht,
Und zärtlich ist ihr Bewegen.

Die Tage scheinen nur gedämpft.

Die Tage scheinen nur gedämpft,
Und hinter blassen Wolken hängt
Die Sonne, die sich müd gekämpft
Und jene Schleier nicht verdrängt.

Und hinter blassen Wolken hängt
Vergangner Zeiten ferner Schein,
Der jene Schleier nicht verdrängt
Und nicht der späten Stunden Pein.

Vergangner Zeiten ferner Schein,
Verwelkter Blumen fader Ruch,
Und nicht der späten Stunden Pein
Sind eines müden Lebens Fluch.

Verwelkter Blumen fader Ruch
Aus Kränzen, die man nutzlos wand,
Sind eines müden Lebens Fluch,
Das seine Kräfte nicht erkannt.

Der Vogel kehrt zum Nest zurück.

Die Frau: „Ich lernte deine Stille lieben ....
Der Vogel kehrt zum Nest zurück,
Wenn er auch Winters fortgeblieben.
——Ein Heim ist auch ein Lebensglück!

„Der Vogel kehrt zum Nest zurück:
Auch ich bin dir zurückgekommen.
Ein Heim ist auch ein Lebensglück,
Mir ist der stolze Flug genommen.

„Ich bin dir nun zurückgekommen.
Was siehst du mich so fühllos an?
Mir ist der stolze Flug genommen.
Sag, daß ich hier verweilen kann.

„Was siehst du mich so fühllos an?"

Der Mann: „Der Vogel kehrte heim zum Neste" ...

Die Frau: „Sag, daß er hier verweilen kann!"

Der Mann: „Müd' seiner fernen Lebensfeste ....

Der Vogel kehrte heim zum Neste
Und fand die Zweige kahl und leer.
Müd seiner fernen Lebensfeste,
Fand auch den Nestgenossen er." —

Anadyomene.

Als Aphrodite scheu dem Meer entstieg,
Lag noch vom Schlaf gehütet und befangen
Ein weiches Lächeln auf den schmalen Wangen.
Sie wußte nichts von Sehnsucht und von Sieg
Und wußte nicht, warum sie fortgegangen.
Doch als die Sonnenstrahlen sie durchdrangen,
Und nichts mehr kühl und farblos um sie schwieg,
Da wachten Kräfte in ihr auf und zwangen
Sie landwärts hin, wo ferne Laute klangen.
Und plötzlich wußte sie um allen Sieg,
Und alle Sehnsucht hielt sie wie mit Spangen
Zärtlichen Goldes kühl und fest umfangen.

Sie lauschte. Und auch aus den Wellen sang
Etwas empor: „O bleib, ich will dich wiegen!" ...
... Doch sie war voll von ihren nahen Siegen,
Das Lächeln wich, ihr Frauenlachen drang
Hell durch den Morgen: „Ich bin dir entstiegen."
Und spielerisch, mit einem weichen Biegen
Sah sie den schaumbeflockten Strand entlang
Und sah zwei Perlen auf dem Sande liegen.
„Du weintest nie ... Die ersten Tränen schmiegen
Sich in mein Haar als erster Schmuck. Hab Dank!"
Sie hob die Perlen auf. Erschauernd schwiegen
Die Wellen, als sie ging. — Es war ein Fliegen
In Aphroditens anmutsvollem Gang.



Inhalt.

Schauen 7

Sagen und Bilder.

Der Rosengarten zu Worms 11
Die Trinkschale. 1. Der erste Trunk 16
2. Rosimund und Peredeo 17
3. Der letzte Trunk 19
Karl der Große in Pavia 22
Eginhart und Imma 26
Königin Krothild 29
Adelbrand und Antolille 32
Hilde Borgaard 35
Prinzessin Thyra von Thyrenborg 37
Die adligen Frauen Holsteins holen die Leichen ihrer Gefallenen aus Dithmarschen 44
Die weiße Fahne 45
Die Jungfrau mit dem Bart 48
Kaiser Heinrich V. und die Kaiserin 51
Das Pagenlied 54
Das Gebet 56

Das Leid der blonden Königin 57
Eine Königin war gestorben 59
Regentropfen 60
Wie Markgraf Hans von Schwedt seine Bauern frei machen wollte 62
Graf Schlachcic und Fürst Sapieha 65
König Friedrich der Große und die Fürstin Sapieha 67
Das alte Bild 70
Abschied 71
Als er sie wiedersah 72
Sophie Schwerin 73
Schubert-Tanz 75
Chopin-Walzer 76

Landschaften und Stimmungen.

An Ostpreußen 79
Osterhasen 80
Wandervögel 82
Die Birke 83
Ein letzter Strahl der späten Sonne hing 84
Am Kloster von Stralsund 85
Bahnfahrt 87
Dithmarschen 89
Vor einem Garten 90
Birkhahnbalz in der Lüneburger Heide 91
Eremitage bei Bayreuth 92
Vorsommer 93
Märchenblumen 94
Eine kleine Abendgeschichte 95

Herrn Lehrers Rosen 96
Marechal Nil Rosen. 97
Weiße Rosen 99
Stadtbild. 99
Kæmpehøj auf Møen 100
Sonnenuntergang auf Møen. 101
Myrten 102
Wildgänse auf der Alster 103
Efeuranken 104
Herbstliche Rosen 105
Herbst im Moor 106
Kartoffelfeuer. 107
Buschebau 107
Vorwinter 108
Verschneiter Weg 109

MOIPA.

An dich. 113
An Frau Gräfin R. 114
Einer Frau. 116
Einem Toten 116
Ich bin wie irgendeine kleine Blüte 117
Was ist das Leben? 118
Siehst du über dem herbstlichen Wald 120
Die Tage scheinen nur gedämpft. 122
Der Vogel kehrt zum Nest zurück 123
Anadyomene 124

